

The cover art features a close-up of a woman's face on the left, looking towards the right. In the upper right, a Starship Enterprise is shown in a fiery explosion against a starry space background. The lower half of the cover depicts a dark, jagged mountain range under a hazy, orange sky with a bright sun or star on the horizon. A white Star Trek insignia is visible in the middle ground.

Adriana Wipperling

STAR TREK
DEFENDER

Todesvisionen

4

I M P R E S S U M

Adriana Wipperling

STAR TREK DEFENDER

Episode 04:

„Todesvisionen“

Texterfassung und Layout: Adriana Wipperling

Cover: Adriana Wipperling

1. Auflage, Brandenburg, März 2008

www.st-defender.de

Kontakt: Adriana Wipperling
Rosenweg 12
14772 Brandenburg

Email: awipper@gmx.de

Diese Publikation ist ein nichtkommerzielles Fanzine.
Im Sinne der Erhaltung der deutschen Fanszene ist der Nachdruck sowie die Veröffentlichung im Internet ohne Genehmigung durch die Autorin untersagt.

STAR TREK ist ein eingetragenes Warenzeichen der Paramount Pictures Corporation.
Die Verwendung dieses Titels und damit verwandter Begriffe verfolgt nicht die Absicht einer Urheberrechtsverletzung.

Kapitel 1: Gestrandet

Warnung! Aufprall in drei Minuten ... zwei Minuten, fünfzig Sekunden ... zwei Minuten, vierzig Sekunden ...“

Die melodische, aber gleichgültige, seltsam monotone weibliche Stimme drang aus einer anderen Dimension zu Captain Lairis Ilana durch. Der Verstand der Bajoranerin driftete zwischen Vergangenheit, Zukunft und Fantasie. Nur die Gegenwart schien nicht greifbar.

„Warnung! Temperatur der Außenhülle erreicht kritisches Niveau!“

„Schilder auf volle Kraft!“ entgegnete Lairis automatisch. Einer der Befehle, die ihr ins Blut übergegangen waren, obwohl sie diesmal keine Ahnung hatte, weshalb sie ihn erteilte.

Ein Schiff war offensichtlich in Schwierigkeiten und sie ahnte, dass es ihr eigenes war.

Vage Erinnerungen an einen Quantentorpedo-Angriff stiegen hoch, ein Sternenflottenschiff, das auf ein anderes feuerte ... Nur weshalb? Es schien so unverständlich, so sinnlos ... Ein Teil der Antwort ragte aus einem Strudel wirrer Gedanken und Gefühle, wie der Arm eines Ertrinkenden ... Lairis versuchte ihn zu fassen, doch er verschwand im Strudel.

Feuer, Qualm und Hitze ... ihre letzten Erinnerungen. Feuer, Qualm, Zerstörung, Tod ...

Kritisches Niveau ... Aufprall ... Warnung ...

Schlagartig begriff sie, dass sie in höchster Gefahr schwebte. Sie war in ihrem brennenden Schiff eingeschlossen, erkannte sie mit Entsetzen. Ihre Flucht war nur eine Illusion gewesen.

„Warnung: Aufprall in zwei Minuten, dreißig Sekunden ...“

Mit einem Mal war Lairis hellwach. Sie befand sich nicht an Bord der CASABLANCA, sondern in einem Shuttle ... einem Shuttle, das sich im Sturzflug auf einen Planeten befand! Ein sandgeblähter, toter Himmelskörper, dessen Gravitation sie unbarmherzig in die Tiefe zog.

„Voller Impuls! Steigflug hundertsechzig Grad!“ wies sie den Computer hastig an. Vielleicht konnte sie der Anziehungskraft des Himmelskörpers noch entkommen.

Doch das Shuttle reagierte nicht. Lairis bediente die Regler manuell, aber das Schiff stürzte weiter in die Tiefe. Ihr wurde übel. Vom Gift in ihrem Blut und vor Angst um ihr Leben.

„Computer: Diagnose der Impulstriebwerke!“

„Die Impulstriebwerke funktionieren innerhalb normaler Parameter.“

„Erzähl mir doch keinen Schwachsinn!“ tobte sie los.

„Befehl kann nicht verarbeitet werden.“

„Das ist wohl deine Ausrede für alles heute ...“

„Befehl kann nicht verarbeitet werden.“

„Wie wär's mit: Maschinen haben zu funktionieren!“

„Warnung! Aufprall in zwei Minuten, dreißig Sekunden.“

„Ich WARNE dich!“ fuhr Lairis den Computer an. „Wenn ich überlebe, wirst du elendes Ding sofort auf den Müll geschmissen! Verdammter überempfindlicher Föderationsschrott!“

Lairis betätigte die Regler für den Sinkflug, aber nichts geschah.

Das Shuttle trudelte dem steinigen Boden entgegen. Dutzende hoher, spitzer Felsnadeln ragten aus dem Sand. Mit Grauen erinnerte sich Lairis an einen Alptraum, in dem sie von Metallpfählen am Grund einer Schlucht aufgespießt wurde. Konnten Alpträume wahr werden? Sie hätte sich am liebsten vom Bildschirm abgewandt. Feine Schweißperlen traten ihr aus allen Poren. Ihre Finger waren klamm und steif, als sie die Antigravitationstriebwerke einschaltete. Ihre letzte Rettung vor dem sicheren Tod.

Aber der freie Fall des Shuttles verlangsamte sich kein bisschen.

Das Bild auf dem Monitor wich immer wieder einem diffusen Rauschen.

„Computer, Systemdiagnose! Was, zum Henker, ist hier los?“

Der Computer antwortete nicht und sie schlug voller Frust mit der flachen Hand auf den Schalter für das Antigrav-Triebwerk. Plötzlich verharrte das Shuttle zwischen der dünnen Wolkenschicht und den schwarzen Hügelketten.

„Also, wir verstehen uns doch.“ Lairis wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel von der Stirn. Ihre Finger zitterten noch leicht, als sie über die Regler des Steuerpults glitten. Das Shuttle beschrieb einen eleganten Bogen abwärts. Lairis atmete erleichtert auf. „Na bitte, warum nicht gleich so?“ Es sah ganz so aus, als würde sie doch noch eine akzeptable Landung zustande bringen. Sie fragte sich, weshalb die Navigationselektronik verrückt gespielt hatte. Elektromagnetische Felder? Schäden durch die Hitzeentwicklung beim Atmosphäreneintritt? Die Außenhüllen von Sternenflottenshuttles bestanden zwar aus einer speziellen Keramikverbindung, die wie ein Hitzeschild wirkte und ein Verglühen in der Atmosphäre verhinderte. Nichtsdestotrotz war es ratsam, bei einer Landung den Energieschutzschild hochzufahren, um die Außenhaut zu schonen. Lairis hatte zwar die Schutzschilde aktiviert, aber vielleicht war es zu spät geschehen.

Weil sie bewusstlos gewesen war.

Nun erinnerte sie sich wieder: Sie hatte mit Mühe und Not das Shuttle erreicht, bevor eine Explosion die Antriebssektion des USS Casablanca in Stücke gerissen hatte. Die glühenden Trümmer stürzten auf sie zu wie feindliche Torpedos, doch sie war in letzter Sekunde mit dem Shuttle auf Warp gegangen und dem Feuerregen entkommen.

Aber wo befand sie sich jetzt? Welchen Kurs hatte sie programmiert?

Sie bemühte ihr Gedächtnis ohne Erfolg, die Zahlen verschwammen vor ihren Augen. Gegen die toxischen Gase aus der brennenden Casablanca, die ihr Blut vergifteten, hatte sie nicht länger ankämpfen können. Sie wusste nicht, wie lange sie mit Warp 4,8 durchs All geflogen war ... blind, auf einem ungewissen Kurs. Sie war erst aufgewacht, als das Shuttle im Begriff war, auf einen unbekanntem Planeten zu stürzen.

Das ergab durchaus Sinn. Raumschiffe der Föderation verfügten über einen Sicherheitsmechanismus, der automatisch von Warp auf Impuls schaltete, wenn sich das Schiff auf Kollisionskurs mit einem Himmelskörper, einem anderen Schiff oder einer Raumstation befand und der Pilot den Kurs nicht innerhalb von zehn Sekunden korrigierte.

Lairis dachte mit großer Dankbarkeit an die Schiffskonstrukteure und ihre Weitsicht. Eine Weitsicht, ohne die sie jetzt tot wäre. Sie reduzierte das Antigravitationsfeld mit jedem Meter, den sie sich der Oberfläche näherte. Das Shuttle berührte schon beinahe den Untergrund, sie gab den Befehl zum Ausfahren der Landestützen ...

Doch sie hatte sich zu früh gefreut.

Wieder flackerte das Bild auf dem Monitor.

Das Shuttle kreischte auf wie ein lebendes Tier, als es über felsigen Boden schrammte, ein paar Meter aufstieg, wieder über den Fels schrammte ... dann über Sanddünen schlitterte ...

Lairis bekam die Steuerung nicht in den Griff – egal, was sie versuchte. Das kleine Schiff galoppierte wie ein ungezähmtes Pferd durch die Wüste. Es ließ sich nicht stoppen, nicht hoch reißen und nicht wenden. Der Sand spritzte rechts und links meterhoch.

Ein See glitzerte in der Ferne. Oder ein Binnenmeer. Die untergehende Sonne überstrahlte alles mit ihrem Glühen. Auch die schwarze, senkrechte Felswand, die bedrohlich näher rückte ... Die Geschwindigkeit des Shuttles ließ sich nicht drosseln. Das Schiff schien verhext. Es hatte sich vollkommen der Kontrolle seiner Pilotin entzogen.

„Voller Stopp! Trägheitsdämpfer hoch!“ rief sie verzweifelt und drückte gleichzeitig die Bremsregler bis zum Anschlag durch.

Aber das Schiff kam nicht zum Stehen. Es wurde zwar durch die Reibung mit dem Untergrund immer langsamer ... vielleicht sogar langsam genug, um Lairis das Leben zu retten ... dennoch schien der Zusammenstoß mit der Felswand unvermeidbar. Sie füllte bereits den ganzen Bildschirm aus. Lairis versuchte, das Schiff herum zu reißen ... hart Steuerbord ... hart Backbord ... immer wieder ... aber es nützte nichts. *Zur Hölle, wieso ließ sich das verfluchte Ding nicht manövrieren?* Es hatte doch eben noch geklappt ...

„Bitte, tu mir das nicht an“, murmelte sie halb erstickt. Der Computer hörte nicht auf sie.

Lairis versuchte ein letztes Ausweichmanöver und ahnte bereits, das es nicht funktionieren würde. Für einen Moment schloss sie die Augen und betete, die Außenhülle möge dem Zusammenprall standhalten. Ihr Magen schmerzte, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Doch plötzlich, als wären ihre Gebete erhört worden, stoppte das Shuttle abrupt. Zumindest bewegte es sich nicht mehr vorwärts, sondern ... Abwärts!

Lairis blinzelte irritiert. Der schwarze, zerklüftete Felsen füllte immer noch den Bildschirm ... aber nicht mehr den ganzen Bildschirm. Nein, die untere Hälfte war mit feinem, zart gelbem Sand bedeckt ... Sand der immer höher stieg und den Fels verschluckte!

Lairis' Herzschlag setzte für eine Sekunde aus. Treibsand!

„Computer: Notfalltransport!“ Blitzschnell packte sie den Tornister neben ihrem Sitz. Er enthielt ein Med-Kit, einen Tricorder, eine Packung Feldrationen und zwei Zwei-Liter-Flaschen Mineralwasser. Lairis hatte angeordnet, dass mehrere solcher „Notfall-Tornister“ auf allen Shuttles der CASABLANCA griffbereit deponiert werden sollten, falls eine plötzliche Evakuierung nötig war oder die Replikatoren nach einem Crash nicht mehr funktionierten.

„Transport nicht möglich. Zu starke elektromagnetische Interferenzen.“

„Scheiße, das darf doch wohl nicht wahr sein!“ fluchte Lairis, während sie den Tornister schulterte, auf den Pilotensitz sprang, die Notausstiegs Luke aufriß, die Griffe an der Decke packte und Schwung holte, um sich hochzuziehen. Elektromagnetische Interferenzen ... zumindest hatte sie jetzt die Erklärung, weshalb das Navigationssystem immer wieder versagt hatte. Ihre Uniform qualmte, dort, wo sie mit der heißen Außenhülle in Berührung kam. Sie schaffte es, sich aufzurappeln, ohne das Schiff mit den bloßen Händen zu berühren. Mit einem Satz rettete sie sich vom Dach und ein Teil ihrer Sohlen blieb daran kleben. Sie verschwendete keinen Gedanken daran, ob der Boden dort, wo sie landete, ebenfalls instabil sei. Welche Wahl hatte sie?

Der Gestank nach verbranntem Gummi gab ihrem Magen den Rest. Ihre Beine versagten den Dienst. Sie sank auf die Knie, aber zumindest sank sie nicht tiefer in den Boden ein. Ein Geysir aus brennender Säure schoss ihre Speiseröhre hoch und im nächsten Moment ergoss sich ihr spärlicher Mageninhalt in den Wüstensand. Qualvolle Minuten, in denen sich ihr Inneres immer wieder zusammen zog und anschließend brachial aus ihr heraus quoll.

Danach fiel sie erschöpft in den Sand. Der Himmel drehte sich über ihr.

Als sie sich etwas besser fühlte, nahm sie die Feldflasche aus dem Rucksack und trank gierig ein paar Schluck Wasser, um den widerlichen Geschmack nach ihrem eigenen Erbrochenen herunter zu spülen. Allerdings war ihr bewusst, dass sie sehr sparsam mit dem Wasser umgehen musste. Falls das Shuttle gänzlich im Treibsand verschwinden sollte und sie kein Süßwasser auf diesem Planeten fand ...

Ihr Gesicht fühlte sich heiß an und tat weh, ebenso ihre Hände. Es war ihr nicht aufgefallen, so lange sie mit der Steuerung ihres Shuttles gekämpft hatte, doch nun erkannte sie, dass die Hitze auf der brennenden CASABLANCA Spuren hinterlassen hatte. Verbrennungen ersten und zweiten Grades. Auf dem Handrücken bildeten sich bereits erste Brandblasen. Sie tastete nach dem Hautregenerator in ihrem Notfall-Koffer und bearbeitete damit ihr Gesicht und ihre Hände so lange, bis die Schmerzen aufhörten. Anschließend injizierte sie sich ein Medikament, das die

Sauerstoffversorgung ihres Blutes erleichterte. „Das ist wirklich nicht mein Tag“, murmelte sie und wagte einen Blick zu ihrem Shuttle. Es war nicht vollständig im Treibsand verschwunden und das beruhigte sie sehr. Falls es innerhalb der nächsten halben Stunde nicht tiefer einsinken sollte, konnte sie riskieren, noch einmal an Bord zu gehen und die übrigen Tornister zu bergen. Mit den Nahrungs- und Wasservorräten darin konnte sie mindestens eine Woche überleben, selbst wenn sie keine Süßwasserquelle fand. Vielleicht gelang es ihr, ein Notsignal zu senden, sobald der elektromagnetische Sturm nachgelassen hatte.

Zunächst musste sie mit ihrem Tricorder die Stabilität des Bodens prüfen. Vorher würde sie keinen einzigen Schritt wagen! Als sie das Gerät aufklappte, zeigte sein Display eine Außen-temperatur von 34°C und 18 Prozent Sauerstoff in der Atmosphäre an. Keine Giftigen Gase.

„Na ein Glück – bleibt mir bloß vom Acker mit giftigen Gasen! Ohne diese widerliche Hitze, den Staub, den Treibsand und die miserable Verkehrsanbindung würde ich diesen Ort ja für meine Flitterwochen buchen. Vierunddreißig Grad! Und das bei Sonnenuntergang! Ich will nicht wissen, wie heiß es hier mittags wird.“

Im nächsten Augenblick grinste sie über ihr eigenes Verhalten. Kaum gestrandet, schon führte sie Selbstgespräche! Also aktivierte sie die Record-Funktion ihres Kommunikators.

„Persönliches Computerlogbuch, Captain Lairis Ilana. Sternzeit unbekannt.“

Ich habe mein Schiff, die USS Casablanca, in die Flugbahn eines Quantentorpedos gesteuert, entkam mit sehr viel Glück aus der brennenden Antriebssektion, erwischte im letzten Moment ein Rettungsshuttle, bin gestartet, bevor die Casablanca explodierte, wurde als Folge einer Rauchvergiftung bewusstlos, erwachte im Orbit dieses mir unbekanntem Planeten und habe im wahrsten Sinne des Wortes die Landung in den Sand gesetzt.

Ich weiß, sehr ruhmreich klingt das alles nicht – aber zu meiner Ehrenrettung muss ich sagen, dass ich mit der Untertassensektion der Casablanca einen Torpedo abgefangen habe, der für die USS Defiant bestimmt war. Und dass dieser Torpedo nicht etwa von Dominion oder irgendwelchen anderen Lakaien eines Schurkenstaates abgefeuert wurde, sondern von einem Sternenflottenschiff, der USS Lakota. Zum Glück scheint die Strahlung, die der explodierende Torpedo abgegeben hat, nicht bis zur Antriebssektion vorgedrungen zu sein. Sonst hätte ich es längst gemerkt und – bei den Propheten – dann wären die klimatischen Bedingungen auf dieser Staubkugel meine geringste Sorge.

Admiral Layton befahl der Kommandantin der Lakota, Captain Erica Benteen, auf die Defiant zu feuern – mit der Begründung, die Crew sei durch Wechselbälger ausgetauscht worden.

Meine Offiziere und ich wissen es jedoch besser. Um sicher zu gehen, haben wir nämlich bei allen Besatzungsmitgliedern der Defiant Bluttests durchgeführt. Benteen wollte mir dumme Weise nicht glauben, dass wir die Blutproben besitzen ... sie dachte, ich bluffe nur und sei von meinen angeblichen Freunden – die ja ihrer Meinung nach alles Wechselbälger sind – an der Nase herum geführt worden ... hätte mir die ganze Geschichte nur aus den Fingern gesogen, um Layton die Karriere zu versauen ... was auch immer. Es ging beim besten Willen nicht in ihren Kopf, dass Laytons Behauptung, die Besatzung der Defiant bestünde aus Wechselbälgern, falsch sein könnte. Daher waren meine Versuche, sie verbal zu überzeugen, leider völlig erfolglos, und ich musste zu etwas ... radikaleren Mitteln greifen. Im Klartext: Ich sah keine andere Wahl, als mein Schiff und mein Leben zu riskieren, um sie zur Umkehr zu bewegen. Schließlich würde kein Sternenflottenoffizier für ein Schiff voller Wechselbälger sterben! Jetzt, wo sie denkt, sie hätte die Crew des USS Casablanca auf dem Gewissen, wird sie hoffentlich aufhören, auf andere Sternenflottenschiffe zu feuern.

Genau das werde ich auch vor Gericht aussagen. Entweder als Zeugin oder als Angeklagte.

Eines steht fest: Wenn mein selbstmörderischer Appell an Benteens Vernunft erfolglos war, ist mir das Kriegsgericht sicher. Falls mich die Sternenflotte hier findet, heißt das. Ich hoffe es, denn ehrlich gesagt wäre ich lieber in einer Strafkolonie der Föderation gefangen als ... hier. Wenn ich es so unfein ausdrücken darf: Dieser Planet kotzt mich jetzt schon an – und das gleiche habe ich mit ihm auch gemacht.“

Lairis stoppte die Aufnahme und ließ ihren Blick in die Ferne schweifen. Die riesige, gelbe Sonne versank bereits im See. Nein, im Meer, korrigierte sich Lairis. Ihren Tricorderwerten zufolge handelte es sich um ein stark salzhaltiges Binnenmeer. Es enthielt keine giftigen Mineralien, keine Pflanzen und keine Tiere. Leben schien es hier sowieso nicht zu geben und das machte Lairis Angst. Wovon sollte sie sich ernähren, falls ihre Vorräte aus dem Shuttle zu Neige gingen und der Replikator nicht funktionierte?

So weit durfte sie gar nicht denken. Vielleicht hatte die Raumüberwachung sie längst lokalisiert ... Nein, dieses Gedanken verwarf Lairis ganz schnell wieder. Die Föderierte Raumüberwachung interessierte sich in der Regel nur für vier Sorten Schiffe: solche, die klein Föderationskennzeichen trugen, solche, die offensichtlich in Schwierigkeiten steckten, solche, die gerade ihre Waffen abfeuerten und solche, die schneller als Warp 5 flogen. Das Shuttle von Captain Lairis gehörte zu keiner dieser Kategorien. Aber die Sternenflotte würde ganz bestimmt nach ihr suchen und ihre Offiziere würden die Hoffnung als letztes aufgeben.

Als sie an ihre Crew dachte, verspürte sie einen undefinierbaren Schmerz. Lieutenant Commander Jeremy Prescott, Lieutenant Marc van de Kamp, Fähnrich Vixpan, Fähnrich Pamela Wheeler und Lieutenant Varla waren im Privatshuttle des Captains gestartet, als der Torpedo die Casablanca getroffen hatte. Alle übrigen Crewmitglieder hatte Lairis auf der Raumstation des befreundeten Captains Charles Devereaux zurückgelassen.

Auch um ihn machte sie sich Sorgen. Sollte ihr Plan nicht aufgegangen sein, drohte ihm ebenfalls das Ende seiner Karriere ... vielleicht sogar Gefängnis.

Aber Prescott hatte die Blutproben mitgenommen. Sie waren der letzte Beweis, falls Benteen tatsächlich die Defiant abgeschossen hatte. An diese Hoffnung klammerte sich Lairis.

Die Föderation durfte sich nicht in eine Diktatur verwandeln, in der es normal war, dass Zivilisten in ihren Wohnungen eingesperrt und abtrünnige Sternenflottencrews mit furchtbaren, neuartigen Waffen ausgelöscht wurden! Lairis hatte erlebt, was bereits ein einziger Quantentorpedo auf einem großen Schiff wie der Casablanca anrichten konnte. Zwei oder drei dieser Torpedos würden die kleine Defiant auf der Stelle vaporisieren.

Eine unbestimmte Zeit saß sie einfach nur da und blickte auf den Horizont, wo die untergehende Sonne den Himmel mit orange und purpur überzog. Sie wurde müde, ihre Gedanken begannen, dahinzuplätschern wie die Wellen des Meeres. Noch bevor es völlig dunkel würde, würde sie sich gönnen, darin zu schwimmen.

Doch zunächst galt es, dringendes zu erledigen. Ihr Shuttle steckte seit mehr als einer Stunde auf der selben Höhe im Sand und die Außenhaut musste inzwischen abgekühlt sein. Also raffte Lairis sich auf, um an Bord zu gehen. Sobald sie die Tornister mit den Lebensmittelvorräten in Sicherheit gebracht hatte, musste sie einen Unterschlupf für die Nacht suchen.

Die ersten drei Tornister lehnten bereits draußen an der Felswand, als ihr einfiel, dass sie anhand der Sensordaten ungefähr herausbekommen könnte, wo sie gestrandet war.

Doch eine ungute Vorahnung erfasste sie ... ein Gefühl, das ihren Rücken mit einer Gänsehaut überzog. Zuerst versuchte sie, ein Notsignal auf allen Föderationsfrequenzen zu senden. „Hier ist Captain Lairis Ilana von der USS Casablanca“, begann sie. „Mein Schiff wurde zerstört, ich musste notlanden und habe keine Ahnung, wo ich bin ...“ Ein statisches Rauschen begrüßte

sie und ihr wurde immer mulmiger zumute. Sie hatte gehofft, dass die die elektromagnetischen Interferenzen inzwischen nachgelassen hatten und ihre Nachricht dort draußen empfangen werden konnte. Der Computer gab zwar keine Fehlermeldung, aber auch keine Meldung, dass ihr Signal erfolgreich abgesetzt wurde. Aber das tat er sonst immer, das musste einfach sein ... Lairis wunderte sich über die heftige Angst, die diese banale Fehlfunktion in ihr auslöste.

„Gut, dann mach ich erst mal eine Sensoranalyse und versuche es später noch mal“, sagte sie zu sich selbst, um sich zu beruhigen.

Die Sensordaten scrollten den Bildschirm herunter und mit jeder Zeile verstärkte sich die undefinierbare, beklemmende Furcht, die von Lairis Besitz ergriffen hatte.

Nein ... bitte nicht ... warum passiert mir das ... Bin ich der Pechvogel der Woche? Wie schlimm kann dieser Tag noch werden? Habe ich die Daten falsch gelesen? Hoffentlich ...

Ihre Gedanken drehten sich förmlich im Kreis, aber Hoffnung – so erkannte sie schnell – war nicht sehr angebracht. Falls sich ihr Notsignal in den elektromagnetischen Feldern zerstreut hatte, würde niemand kommen, um sie zu retten. Nicht einmal ihre Crew.

Lairis verlor jedes Zeitgefühl, während sie förmlich erstarrt vor den Bildschirm saß, unfähig, die schreckliche Erkenntnis, die ihr aus einer Kette schlichter Zahlen entgegen sprang, zu verarbeiten. Sie war gestrandet. Verloren. Und früher oder später würde sie verhungern, wenn Starfleet die Suche nach ihr aufgab.

Sie würden überall nach ihr suchen. Überall – nur nicht hier.

Mit tauben, steifen Gliedern richtete sie sich auf. Der letzte Tornister. Sie musste ihn hier raus bringen – nur für den Fall, dass der Boden unter dem Schiff später doch noch seine Konsistenz verlieren sollte. Auf diesem verfluchten Planeten konnte man nie wissen ...

Mit dem Tornister auf dem Rücken kletterte sie hinaus ins Freie. Ihr Körper funktionierte wie ein Automat, während ihr Verstand sich in Panik zu verlieren drohte. Beide Arme über dem Kopf verschränkt, die Nase gegen den Stein gedrückt, lehnte sie an der Felswand und kämpfte mühsam um ihr inneres Gleichgewicht. Völlig aussichtslos war ihre Lage nicht – sie musste nur immer wieder versuchen, das Notsignal zu senden. Irgendwann gab es sicher eine Pause zwischen den elektromagnetischen Stürmen. Es deutete nichts darauf hin, dass das Comm-System defekt war. Auch der Replikator war vermutlich noch intakt und konnte sie längere Zeit versorgen. Mit diesem Gedanken schöpfte sie neuen Mut und beschloss, gleich noch einmal an Bord zu gehen.

Sie wandte sich um und ihr wurde schwindelig. Aber diesmal lag es nicht an den Folgen ihrer Rauchvergiftung und auch nicht an der Hitze. Es lag daran, dass sie Halluzinationen hatte. Glaubte sie jedenfalls. Hoffte sie!

Denn wenn sie nicht halluzinierte, war ihr Shuttle verschwunden.

Sie rieb sich mehrmals mit der Hand über die Augen, in dem frommen Wunsch, ihre überreizten Nerven hätten ihr einen Streich gespielt.

Aber da war kein Shuttle. Nur endlose Sanddünen, das Meer und der Himmel, der sie mit seinem romantischen Sonnenuntergangspanorama verspottete.

Da stieß Lairis einen markerschütternden Schrei aus und schlug immer wieder mit bloßen Fäusten auf den Felsen ein.

Kapitel 2: Vereinigung

Ein breites Lächeln zierte das Gesicht von Captain Corazón Inserra und ihre leuchtend grünen Augen funkelten wie zwei Smaragde. „Meine Güte, Sulu, das wird ja das reinste Klassentreffen!“

Captain Hikaru Sulu setzte sein Glas ab, bevor er Corazóns Blick folgte.

Die schlanke, hoch gewachsene Trill, die soeben den Raum betreten hatte, zog jedoch nicht nur die Blicke von Inserra und Sulu auf sich. Sie sah sehr gut aus, doch ihre Schönheit war so unaufdringlich, dass sie nicht jedem Betrachter sofort ins Auge fiel. Nein, die Aufmerksamkeit, die sie erregte, rührte daher, dass sie in dieser Bar völlig fehl am Platz wirkte. Eine vornehme Lady, die sich in eine verqualmte Hafenspelunke verirrt hatte ... dieser Vergleich drängte sich förmlich auf. Sie hatte ihre langen dunklen Haare zu einer eleganten Hochsteckfrisur aufgetürmt, was ihre aparten Gesichtszüge und ihre Fleckenzeichnung äußerst vorteilhaft in Szene setzte. Selbst in ihrer Starfleet-Uniform wirkte sie, als würde sie über einen Laufsteg flanieren. Eine Aura von Würde, Eleganz und Professionalität umgab die Trill – und ein Hauch von Unnahbarkeit. Es schien, als sei sie bereits als Respektsperson geboren worden, und man konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie als Baby in die Windeln gemacht hatte. Der Gegensatz zu der ebenso schönen, aber mit einem wesentlich rustikaleren Charme gesegneten Corazón hätte kaum größer sein können.

Trotzdem geriet ihr Lächeln fast ebenso breit wie das der Spanierin, als sie sich zu ihren alten Freunden an den Tisch setzte. „Cori! Sulu! Es ist schön, euch wieder zu sehen.“

„Aila Kayn! Was treibt ein Mädchen wie du in dieser verruchten Gegend?“

„Ich lasse mein Schiff generalüberholen, so wie ihr auch ... nehme ich an.“

Sulu nickte. „Die verdammten Klingonen haben uns ganz schön die Hölle heiß gemacht! Praxis 9 hätte keinen Tag später hochgehen dürfen.“

„Ich bin zwar nie erfreut, wenn Planeten explodieren und Lebewesen sterben – aber in diesem Fall hat es uns allen den Hintern gerettet“, pflichtete Inserra ihm bei.

Sulu lächelte verschmitzt. „Sonst hättest du wahrscheinlich noch eine CASABLANCA zu Bruch fliegen müssen – nicht wahr, Cori?“

Captain Inserra lachte.

Die Trill nippte an dem Cocktail, den Captain Sulu ihr spendiert hatte, und setzte ihr bestes Mona-Lisa-Lächeln auf.

„Woran denkst du, Aila?“ fragte Sulu. „Was für geheimnisvolle Dinge gehen in deinem hübschen fleckigen Köpfchen vor sich?“

„Ich dachte gerade daran, wie überrascht ich war, die Besten von Jahrgang 2271 an einem Tisch versammelt in diesem ... Etablissement zu finden.“ Ihr Lächeln wich keinen Millimeter.

„Wie kommst du darauf, dass wir die Besten sind?“ konterte der Japaner.

„Nun ja, eure Sammlung von Auszeichnungen und Tapferkeitsmedaillen wird nur noch von der Captain Kirks überboten ... Abgesehen davon sind wir drei die einzigen unserer Klasse, die es bis zum Captain gebracht haben.“

Cori grinste. „Ach komm, Aila, diese ‘Ich will spätestens mit vierzig Captain werden’-Profilneurose hast du doch deinem Wurm zu verdanken!“ Nun wandte sie sich an Sulu. „Als ich sie kennen lernte, hat sie sich für nichts Anderes als ihre Wissenschaft interessiert. Du ahnst nicht, wie viel Überredungskunst jedes Mal nötig war, damit sie unsere verbotenen Ausflüge zu den Quartieren der Jungs mitmachte!“

Sulu lächelte hintergründig. „Wir Jungs werden dir dafür ewig dankbar sein.“

Aila überlegte sich gerade eine schlagfertige Antwort, doch Captain Sulus Gesicht erstarrte und verschwamm. Captain Inerras ebenso. Die Trill fiel in eine wattige Dunkelheit, die kurz darauf von einem grellen Licht vertrieben wurde.

Es tat ihren Augen weh und sie kroch wieder unter die Bettdecke zurück.

Die Deckenlampen der Krankenstation verbreiteten dieses Licht. Aber wieso Krankenstation? Dieser verfluchte Sulu mit seinem Teufelszeug von Schnaps! Und Corazon war auch nicht besser. Die konnte einen Klingonen unter den Tisch saufen, wenn sie wollte!

Das Schlimmste war, dass sie sich an nichts erinnern konnte. Totaler Filmriss! Wer weiß, was sie in dieser Bar Verrücktes angestellt hatten ... Vielleicht war sie deswegen in einer Zelle gelandet? Moment ... Zelle? Wie kam sie von einer Zelle in die Krankenstation? Und wo war diese Vulkanierin, die neben ihr auf der Pritsche gesessen hatte? Sie hatten doch keine Kneipenschlägerei mit Vulkaniern angefangen? Nein, das klang vollkommen widersinnig.

Außerdem war sie mit den anderen Kadetten in Lissabon unterwegs gewesen.

Kadetten? Sie war doch kein Kadett – Sie war Captain! Captain Aila Kayn, Kommandantin des Föderationsraumschiffes USS Colorado. Oder war sie die Cheffingenieurin? Himmel, sie musste doch wissen, wer sie war und wo sie den letzten Abend verbracht hatte! Brachte sie mal wieder die Erinnerungen ihrer früheren Wirte durcheinander? Merkwürdig, das war ihr seit Jahren nicht mehr passiert ...

Sie brauchte dringend Antworten. Aber sie fühlte sich sehr schwach und verspürte dumpfe Magenschmerzen. Als ob der Symbiont in ihrem Bauch sich vor Qualen krümmte.

Mit einem Seufzen schlug sie die Bettdecke zurück – und hätte beinahe entsetzt aufgekreischt. Iggitt, wieso waren ihre Beine so haarig?

„Mir scheint, es geht Ihnen besser Commander“, bemerkte eine männliche Stimme, die einem untersetzten dunkelhäutigen Arzt gehörte.

Commander ...das war dieses Wesen mit den haarigen Beinen. Sie war das Wesen mit den haarigen Beinen. Und Aila hatte das Zeitliche gesegnet ... In einer Zelle ... nein, bei einer Schiffshavarie ...einem Attentat ... in einer Seniorenresidenz ...

Er ... sie ... es ... presste die Fäuste gegen die Schläfen und kniff die Augen ganz fest zu.

„Haben Sie Kopfschmerzen? Soll ich Ihnen ein Mittel geben?“ fragte der dunkelhäutige Arzt.

„Nein, nicht nötig“, antwortete eine männliche Stimme aus dem Mund des Trill. „Ich würde nur zu gern wissen, wo ich bin ... was mit mir passiert ist ...“

„Der Kayn-Symbiont ist Ihnen vor acht Stunden implantiert worden“, antwortete der Doktor mit einem Unterton des Bedauerns in der Stimme. „Ich konnte für Kilari nichts mehr tun.“

Kilari ... das war das Mädchen mit den langen blonden Haaren, die Elite-Kadettin, die mit ihrer Klasse nach Lissabon gebeamt war, um den Strom auf dem gesamten Erdball auszuschalten.

Plötzlich waberte eine grünliche Wolke vor den Augen des Trill. Für einige Sekunden schnürte sich seine Luftröhre zu, er konnte kaum noch atmen. Das Gefühl, zu ersticken, war entsetzlich.

„Doktor ...“ krächzte er verzweifelt.

„Alles in Ordnung, das sind nur böse Erinnerungen“, erwiderte eine Frauenstimme – doch sie gehörte keiner der Krankenschwestern. Das verschwommene Gesicht einer Vulkanierin mit großen grauen Augen tauchte aus dem Nebel auf. „Sie sind verwirrt, durch die Vielzahl der Eindrücke, die jetzt auf Sie einströmen. Das ist ganz normal nach einer Vereinigung. Allerdings ...“ Der Trill glaubte, einen Anflug von Mitgefühl aus ihrer Stimme herauszuhören. „Ihr Symbiont war toxischen Substanzen ausgesetzt, die tödlich sein können. Die physischen und psychischen Folgen beeinträchtigen Sie schon jetzt – das habe ich bei der ersten mentalen Sondierung gemerkt. Außerdem waren die Umstände dieser Vereinigung alles andere als ... als der Normalfall.“

„Und das bedeutet?“

„Ich befürchte ein Trauma“, erklärte die Vulkanierin geradeheraus.

Ein humorloses Lachen kam aus dem Mund des Trill. „Und? Wenn ich durchdrehe und man findet keine Heilung, wird mein Symbiont eben in einen anderen Wirt verpflanzt.“ Er mochte sich über seine Identität im Unklaren sein und nach dem Aufwachen nicht wissen, ob er männlich oder weiblich war – aber die Vorschriften der Symbiosekommission hatten sich so tief in sein Gedächtnis gebrannt wie die Erkenntnis, dass Regen nass war.

„Das würde Sie töten!“ stellte die Vulkanierin fest – und diesmal schwang eindeutig Entsetzen in ihrer Stimme mit. Von wegen emotionslose Spezies!

„Und was war mit diesem armen Mädchen ... Kilari? Sie musste auch sterben, damit mein Symbiont leben kann!“ Die Bitterkeit ließ seine Worte schroff klingen. „Das Leben des Wurms ist wichtiger, war es schon immer.“

„Ist es nicht mehr als fragwürdig, eine Sorte intelligentes Leben höher zu schätzen als die andere? Wo soll das enden? Bei Herren- und Dienerklassen? Apartheid?“

„Die Verfassung der Föderation ist meiner Regierung wohl bekannt. Genau wie der Symbiosekommission. Sie würden das Leben des Wirtes nur im Ausnahmefall opfern, wenn es nicht anders geht.“

„Und eine psychische Erkrankung des Wirtes wäre ein solcher Ausnahmefall?“ fragte die Vulkanierin voller offener Abscheu. Der Trill überlegte nicht zum ersten Mal, weshalb sie sie wenig Wert auf ihre Emotionskontrolle, auf das *Kohlinar* legte.

„Das hängt von der Schwere der Erkrankung ab. Und davon, ob sie heilbar ist“, antwortete er zögerlich. „Ein schizophrener Wirt kann seinen Symbionten in den Wahnsinn treiben, unter Umständen sogar eine Lebensgefahr für ihn sein ...“

„Dann müssen wir eben dafür sorgen, dass Sie nicht verrückt werden“, unterbrach ihn die Vulkanierin resolut.

„Was schlagen Sie vor?“

Diesmal zögerte die Frau mit ihrer Antwort. „Eine Geistesverschmelzung könnte Ihnen helfen, Ihre Gedanken zu ordnen, Jerad – natürlich nur, wenn Sie einverstanden sind.“

„Sie bieten mir eine Geistesverschmelzung an?“ Der Mann war fassungslos. „Soviel ich weiß, ist das intimer als Sex für euch Vulkanier.“

„Eine vulkanische Bindung erfolgt auf körperlicher und geistiger Ebene. Mein Partner ist immer präsent in meinen Gedanken. Es gibt also keinen Sex ohne Geistesverschmelzung bei meinem Volk“, erklärte sie sachlich.

„Also gut: es ist nicht intimer als Sex, kommt aber gleich danach. Wollen Sie das wirklich?“

„Was ich will, ist irrelevant“, antwortete sie. Nun entsprach sie wieder ganz dem Bild, das Jerad von der Mehrheit der Vulkanier hatte. Diese Frau war ihm ein Rätsel.

„Geistesverschmelzungen sind Teil einer Therapie, die auch von den Gedankentechnikern meines Volkes angewendet wird“, fuhr sie fort. „Ich habe von einem vulkanischen Meister gelernt, meine Privatsphäre dabei abzuschirmen. Machen Sie sich keine Sorgen um mich, Jerad.“

„Na gut, ich bin einverstanden“, antwortete er. Alles was Ordnung in seine ... ihre ... wessen Gedanken auch immer ...bringen konnte, war richtig.

Das war sein Name: Jerad. Jerad Silgon. Besser gesagt: Jerad Kayn. Sein Symbiont hieß Kayn. Er flüsterte dem Wirt immer wieder seinen Namen zu. Bescheiden, unaufdringlich ... Das Wesen in Jerads Bauch hielt sich bewusst im Hintergrund. Es überflutete Jerad mit Erinnerungen seiner früheren Wirte, aber verschleierte die eigene Persönlichkeit. Nur warum? Und vor allem: Wie lange noch?

Einen Augenblick später berührten die langen, schlanken Finger der Frau seine Schläfen. Da fiel ihm ein, wie die Vulkanierin hieß: T'Liza. Er kannte sie ... Aus einem früheren Leben? Jerad wurde das Gefühl nicht los, dass alles, was vor seinem Erwachen in diesen sterilen, weißen Raum geschehen war, zu einem früheren Leben gehörte.

Er erinnerte sich, wie er auf der Krankenstation der U.S.S. LAKOTA lag, neben Kilari, die apathisch an die Decke starrte und auf den Tod wartete. Dann glitt der Symbiont in seine Bauchhöhle. Es war ein ausgesprochen seltsames Gefühl ... ein kleiner Stromschlag durchzuckte ihn, etwas wie ein Ruck ging durch seinen Geist und Körper ... eine Explosion, die sein Bewusstsein erweiterte ... Eine Explosion von weißem Licht, welche die Realität auslöschte.

„Dein Geist zu meinem Geist, deine Gedanken zu meinen Gedanken ...“ Es war T'Lizas Stimme, die die Worte irgendwie getragen und pathetisch aussprach.

Doch Jerad sah die Vulkanierin nicht, denn das Licht blendete ihn zu sehr. Die Wände reflektierten es, der Boden, die Decke ... alles glitzerte, funkelte, strahlte ... es war überwältigend.

„Was ist das? Ein Spiegelkabinett?“ wagte er zu fragen.

„Kein Spiegelkabinett. Eine Zelle aus Kristall.“

„Sehr poetisch!“ Jerad konnte sich den spöttischen Unterton nicht ganz verkneifen.

„Ja, es ist aus einem Gedicht“, erwiderte T'Liza gelassen. Der Trill erkannte sie als dunkle Silhouette im Gegenlicht.

„Ich dachte, Vulkanier hätten vor über 1000 Jahren aufgehört, Gedichte zu schreiben. Ich war mal ...“ Jerad unterbrach sich und lächelte entschuldigend. „Ich meine: Parim, mein zweiter Wirt, war Botschafter auf Vulkan. Daher weiß ich, dass Vulkanier Poesie für unlogischen Umgang mit der Sprache halten.“

„Philosophiebürokraten!“ meinte T'Liza verächtlich.

„Sie gehören aber offensichtlich nicht zu diesen ... Philosophiebürokraten.“

„Nein, und darüber bin ich auch sehr froh.“

„Aber ... dann war es für Sie auf Vulkan bestimmt nicht leicht“, hakete Jerad vorsichtig nach.

„Nein“, antwortete T'Liza steif.

„Kein Wunder, dass Sie ausgewandert sind!“

Darauf antwortete die Vulkanierin nicht. Sie vollführte nur eine Handbewegung, worauf das Licht an Intensität verlor. Jerad erkannte, dass sich einige Facetten des Kristalls in Bildschirme verwandelt hatten, wo Szenen aus dem Leben vertrauter Personen liefen ... Trills, die er besser kannte, als seine nächsten Verwandten – obwohl er wusste, dass Jerad Silgon ihnen niemals persönlich begegnet war ... Toras, ein Richter am Obersten Gerichtshof von Trill, der sein Urteil stets mit unerschütterlicher Ruhe und Würde verkündete ... Parim, der geschwätzige Diplomat, der verborgene Abgründe Vulkans entdeckte ... Aila, die Kommandantin der USS Colorado, eine brillante Wissenschaftlerin, ein vorbildlicher Offizier, aber zu distanziert, zu verschlossen, um jemals richtig mit ihrer Mannschaft warm zu werden ... Vijana, ihre lebenslustige, freiheitsliebende Cheffingenieurin, die nach einem tragischen Unglück den Symbionten ihres Captains übernommen hatte ... und schließlich Kilari, ein verträumtes Mädchen aus der Provinz, das von einer Karriere als Molekularbiologin träumte, nie zur Sternenflotte gehen wollte und es dennoch getan hatte. Sie bezahlte mit ihrem Leben dafür.

Wieder sorgte eine Handbewegung T'Lizas dafür, dass das Licht gedämpft wurde. Diesmal verdunkelte sich der Raum, weil alle Bildschirme verloschen. Alle, bis auf einen, der Jerad Silgons Leben zeigte. Das ruhmloseste Leben von allen. Es begann vielversprechend mit einer glücklichen Kindheit, einem überdurchschnittlich guten Schulabschluss und der Aufnahme als Trill-Kandidat, ging weiter mit einer Fernbeziehung zu seiner Verlobten, die ihn letztendlich verließ, führte ihn als Ausbilder auf die Akademie der Sternenflotte, wo er wegen eines Techtel-

mechtels mit einem weiblichen Kadetten flog. Dann folgten triste Jahre auf einer abgelegenen Relaisstation und weniger triste Jahre als Erster Offizier der USS Casablanca. Die Casablanca wurde verschrottet und Jerad Silgons Leben endete im Gefängnis. Welche Überraschung!

Wir leben in Zellen aus Kristall, in einem Bienenkorb aus Luft ... Diese Worte kamen ihm unvermittelt in den Sinn, wie eine Botschaft aus einer anderen Welt. Und T'Lizas Finger, die fest gegen seinen Schläfen drückten, waren sein Tor zu dieser Welt. Er selbst besaß keinerlei Begabung für Lyrik, also waren diese Zielen dem Geist eines anderen entsprungen ... eines antiken Dichters von der Erde, der viel zu jung gestorben war, lange bevor der erste Wirt von Jerads Symbionten das Licht der Welt erblickt hatte.

Dieser Dichter hat irgendwie den Nagel auf den Kopf getroffen, ging es ihm spontan durch den Sinn. Wir bilden uns ein, wir wären frei – aber in Wirklichkeit gibt es überall Mauern – auch solche, die wir nicht wahrnehmen. Und alle anderen leben auch in Kristallkäfigen, gefangen in ihrer eigenen kleinen Welt, festgenagelt an ihrem so genannten Platz im Leben ... und da kommen sie auch nicht weg – es sei denn, sie reißen einen Zaunpfahl aus dem Boden und schlagen auf die verdammten Kristallwände ein, bis es klirrt ... Aber wer ist schon so stark, aus eigener Kraft einen Pfahl aus dem Boden zu reißen? Oder gar dicke Kristallwände zu zerschlagen? Deshalb sitzt jeder in seiner Kristallzelle fest – der eine in einer winzig kleinen, der andere in einer etwas größeren. Wir versuchen sogar, miteinander zu kommunizieren, uns gegenseitig zu verstehen, zueinander durchzudringen ... aber früher oder später stößt man auf diese unsichtbare Barriere und all diese Zellen ergeben einen Bienenkorb.

T'Liza, die aufgrund der Geistesverschmelzung sämtliche Gedanken des Trill wie ihre eigenen vernahm, hob erstaunt die Augenbrauen. „Das ist zweifellos eine interessante, wenn auch ziemlich trostlose Interpretation dieses Gedichts.“

Jerad lächelte schief. „Und was sagt die Psychologin dazu?“

„Dass Sie Unrecht haben“, antwortete T'Liza prompt. „Wenn wir tatsächlich alle in gläsernen Zellen leben, haben Sie Ihre Zelle in der letzten Woche bereits zwei Mal zerschlagen: Einmal als Kilari, die sich weigerte, das globale Energienetz auf der Erde zu sabotieren ... und einmal als Jerad, der in Admiral Laytons Büro eingebrochen ist, um Captain Siskos Haut zu retten. Sie haben mich sogar überredet, mitzumachen – obwohl ich Ihre Idee für ziemlich ... gewagt hielt. Beide Male haben Sie riskiert, Ihre Karriere zu zerstören und sämtliche Brücken hinter sich abzubrennen. Nein, Sie sind kein Wesen, das ein Leben lang in einem unsichtbaren Käfig sitzt.“

„Aber Kilari ist tot!“ erwiderte Jerad bitter. „Und wir beide landen wohl demnächst vorm Kriegsgericht. Wirklich ein tolles, neues Leben, das ich meinem Symbionten biete!“

„Wir kommen nicht vors Kriegsgericht. Admiral Layton jedoch schon.“

Layton ... der Name sagte Jerad etwas ... und schlagartig erinnerte er sich.

„Als der Admiral Captain Benteen befahl, mit Quantentorpedos auf die Defiant zu feuern, hat Benteen sich gegen ihn gestellt. Captain Sisko, der inzwischen von Odo aus dem Gefängnis befreit worden war, nutzte die Gelegenheit, um Layton mit vorgehaltenem Phaser zum Rücktritt zu zwingen“, klärte ihn die Vulkanierin auf.

„Lassen Sie mich raten: Anschließend hat er seinen Cowboyhut aufgesetzt, seinen Mustang gesattelt und ist stolz erhobenen Hauptes in den Sonnenuntergang geritten.“

„Nein, er hat sein Shuttle aufgetankt und ist stolz erhobenen Hauptes nach Deep Space Nine zurückgeflogen ... falls er nicht seinen restlichen Urlaub auf der Erde verbringt.“

Jerad grinste. „Man sagt zwar, Frauen ändern schnell ihre Meinung, aber Benteens Kehrtwendung verblüfft mich doch.“

Schlagartig verschwand das süffisante Funkeln aus T'Lizas Augen – und Jerad begriff sehr schnell, weshalb. Er sah ein Schiff explodieren. Ein Sternenflottenschiff. Ein Schiff der Excelsior-

Klasse. Ein Schiff, das er einst seine Heimstatt genannt hatte. Die USS Casablanca. Halb transparent, wie eine Geistererscheinung, legte sich das Gesicht Captain Benteens über den Feuerball. „Ich habe Captain Lairis auf dem Gewissen.“ Sie flüsterte beinahe und rang sichtbar um ihre Fassung. „Captain Lairis und vielleicht die Crew der Casablanca. Nein, Admiral, der Wahnsinn muss aufhören. Ich mache da nicht mehr mit.“

Captain Lairis Ilana. Der Schmerz zerriss ihn regelrecht von innen, als ihm klar wurde, wie viel ihm diese Frau noch immer bedeutete ... und dass sie offensichtlich gestorben war.

Die Casablanca war gar nicht verschrottet worden. Benteen hatte sie zerstört. Dieses hirnlose Weibsbild hatte die Frau umgebracht, die er liebte! In seiner Fantasie schrie sich Lairis vor Schmerzen die Seele aus dem Leib, weil sie von der Strahlung des Quantentorpedos zerfressen wurde. Und Jerad schrie auch. Zuerst lautlos. Dann brüllte er wie ein wildes Tier und schleuderte seinen Zorn wie ein Flamme auf T'Liza, die ihre Finger abrupt von seinem Gesicht nahm, als wäre das Antlitz des Trill eine heiße Herdplatte.

Hätte der Doktor sie nicht gestützt, wäre sie gefallen.

„Commander, was haben Sie vor?“ fragte der Schiffsarzt streng. Tygins war sein Name, erinnerte sich Jerad. Er hatte Lairis Ilana gerettet, als sie von Wechselbälgern mit einer tödlichen Krankheit infiziert worden war.

Der Trill antwortete ihm trotzdem nicht. Er sprang aus dem Bett, schleuderte die Decke auf den Boden, stieß den Doktor beiseite ... und wurde von T'Liza am Handgelenk gepackt. Er versuchte sich loszureißen, aber gegen die überlegene Kraft der Vulkanierin kam er nicht an.

„Jerad, ich kann sehr gut verstehen, was jetzt in Ihnen vorgeht“, begann sie.

„Das bezweifle ich“, entgegnete er rau.

„Es ist Ihr gutes Recht, zu zweifeln“, gab die Vulkanierin zurück. „Aber sie sollten nichts tun, was Sie später bitter bereuen.“

Jerad blickte sie scharf an. „So wie das, was Sie der Wache angetan haben, als Kilari starb? Was für ein telepathischer Hokus-Pokus war das überhaupt?“

„Etwas, das ich nie wieder tun wollte. Ich hätte nicht gedacht, dass ich noch einmal wütend genug werde.“ Der Ausdruck in T'Lizas eisgrauen Augen machte deutlich, das sie kein weiteres Wort zu diesem Thema verlieren würde.

Doktor Tygins' Blick wanderte höchst interessiert zwischen den beiden hin- und her und er räusperte sich. „Außerdem glaube ich nicht, dass Sie Ihren Rachefeldzug nackt antreten wollen, Commander.“

„Oh!“ Der Trill blickte verschämt an sich herab. „Dann hätte ich gern meine Uniform zurück, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Tygins schmunzelte. „Machen Sie dann auch keine Dummheiten?“

„Ich nehme an, Sie behalten mich im Auge“, brummte Jerad.

„Darauf können Sie einen klingonischen Targ verspeisen!“

„Her damit! Ich hab mit einem Mal richtig Hunger.“

Der Doktor lachte leise, aber T'Lizas Augen musterten den Trill nach wie vor wachsam.

Er hatte seine Zelle aus Kristall zerschlagen, ging es ihm durch den Kopf, während er hinter einer Trennwand in seine Kleidung schlüpfte. Und nun konnte er nicht mehr zurück. Nur noch vorwärts. Aber wohin? Sein Symbiont, sein neues Wissen ... das alles konnte die klaffende Lücke nicht füllen, die Lairis Ilanas Tod hinterlassen hatte. Er war nicht einmal fähig, um sie zu weinen, denn ein Teil von ihm wollte nicht akzeptieren, dass sie für immer gegangen war.

Kapitel 3: Auf ungewissem Kurs

Lieutenant Marc van de Kamp hatte jedes Zeitgefühl verloren. Seit Stunden versuchte er bereits, das Rätsel von Captain Kitamuras Sicherheitsbox zu lösen – und er war der Antwort noch kein Stück näher gekommen. Ein dumpfer Schmerz pochte hinter seiner Stirn und die schwarzen Wände des Shuttles drohten ihn zu erdrücken.

Marc rümpfte die Nase. Ein Thunderbird SX-04, die Harley Davidson des Weltraums, für viele ein Statussymbol, vielleicht sogar ein verlängerter Penis ... Nein, diese Vorstellung erschien ihm völlig absurd, obwohl er selbst ein Mann war. Marc liebte normalerweise alles, was einen Motor und Schaltkreise hatte. Deshalb war er Ingenieur geworden. Er verspürte eine nahezu mystische Verbindung zu seinen Maschinen und Computern. Aber dieses Shuttle war für ihn ein fliegender Sarg, ein Gefängnis aus schwarzem, kaltem Metall. Kein Wunder, das Lairis nicht allzu traurig gewesen war, als sie dachte, es wäre gestohlen worden.

Der Gedanke an seinen Captain sorgte dafür, dass sein Inneres sich verkrampfte und der Schmerz kaum auszuhalten war. Seit der Thunderbird auf Warp gesprungen war, saß Lieutenant van de Kamp im Schneidersitz auf seiner Koje und suchte erfolglos nach einem Weg, die Sicherheitsbox zu öffnen. Unzählige Flüche und Kraftausdrücke waren ihm schon über die Lippen gekommen, seine Augen trännten bereits vom Starren auf das winzige Display und im Grunde wusste er, dass er sich einer unnützen Beschäftigungstherapie hingab. Die Sicherheitsboxen des Typs Vier waren speziell konstruiert für den Transport streng geheimer Dokumente und schwerer zu knacken als jeder Banktresor. Der romulanische Tal Shiar und selbst der Geheimdienst der Cardassianer beneideten die Sternenflotte um diese Technologie. Marc hatte schon jedes erdenkliche Werkzeug benutzt, um die Hülle zu durchbrechen, und bei jedem Versuch einen heftigen elektrischen Schlag erhalten. Aber selbst Stromstöße im Zwanzig-Minuten-Takt waren nicht so grausam wie das Bild von Captain Lairis, die auf der brennenden Casablanca von den Flammen eingeschlossen wurde. Es lief in einer Endlosschleife, immer dann, wenn Marcs Hirn von keiner Aufgabe abgelenkt war.

Ein dumpfes Hämmern aus der Nachbarkajüte weckte flüchtig seine Aufmerksamkeit. Was war das für ein Geräusch? Sollte er besser nachsehen, was dort drüben los war? Randaliierte dort jemand in seiner Kabine, weil er diese Dunkelgruft nicht mehr ertrug?

Marc hatte der Thunderbird schon drei oder vier Mal fliegen dürfen und damals war er begeistert gewesen. Nein, es lag nicht an dem Schiff ... nicht wirklich. Es lag daran, dass er und seine Kameraden auf unbestimmtem Kurs flogen, einer Zukunft entgegen, die so schwarz, kalt und abweisend wie die Außenhülle des Thunderbird erschien. Ratlos drehte er die Sicherheitsbox in seinen Händen, mit seinem Latein war er längst am Ende.

„Vielleicht solltest du das Ding in ein Säurebad schmeißen“, erklang Jeremy Prescotts Stimme aus Richtung Tür. „Oder wir landen auf dem nächsten geologisch instabilen Planeten, legen es am Fuß es eines Berges nieder, wo demnächst eine Lawine runterkommt und dann ...“

„Leg dich doch gleich daneben – dann bin ich dich und deine idiotischen Vorschläge los!“ fuhr Marc seinen Freund an – und bedauerte es im nächsten Augenblick. Doch die Stimme des Sicherheitsoffiziers klang so unpassend fröhlich, dass sie Aggressionen weckte.

„Kein Grund, mich gleich anzublaffen“, erwiderte Prescott säuerlich. „Was ist los mit dir, Mann? Weltraumkoller, Verdauungsprobleme oder hast du deinen Humor auf der Casablanca zurückgelassen?“

„Verstehe ... Humor ist, wenn man trotzdem lacht.“

„Oder du überlässt die Sache Fähnrich Vixpan, der gerade mit seinen Hörnchen die Kajüte auseinander nimmt“, gab Prescott trocken zurück.

Marc horchte auf und legte die Sicherheitsbox beiseite. „Vixpan? Du meinst, dieser Krach da drüben, das ist ...“

Prescott nickte und sank auf die Koje gegenüber. „Er will offenbar mit dem Kopf durch die Wand ... und zwar im wahrsten Sinne des Wortes.“

Marc's blaue Augen wurden riesengroß. „Ihr habt ihn *eingesperrt*?“

„Ja, und lass ihn um Himmels Willen nicht raus! Das würde uns noch fehlen: Höhlenaxanati zerrt weiblichen Offizier in seinen Heuhaufen.“

„Sein Brunftzyklus!“ begriff Lieutenant van de Kamp. „Oh Sch....“

„Ach, wusstest du das nicht?“

„Vixpan hat behauptet, es wären noch mindestens drei Wochen Zeit.“

„Vielleicht ist es durch den ganzen Stress der letzten Tage vorzeitig ausgelöst worden“, vermutete Prescott. „Du weißt schon: So ähnlich wie bei Frauen, die in den unmöglichsten Momenten Kinder kriegen ... Jedenfalls hat er Lieutenant Varla von hinten angesprungen, fing an, sich an ihrem Rücken zu schubbern und hat dabei so komisch geblökt. Da hat sie ihn mit dem Phaser betäubt und in seiner Kajüte eingeschlossen.“

Lieutenant van de Kamp stöhnte. Varla war seine Stellvertreterin. Eine typische Andorianerin – und als solche ziemlich reizbar. „Du bist jetzt hier der Boss. Aber als dein Quasi-Ex-O rate ich dir, wir fliegen schnellstens zu Vixpans Heimatplaneten.“

„Und geben die Suche nach dem Captain auf?“ hakte Prescott ungläubig nach.

„Diese Suche ist ziemlich sinnlos, das musst du doch zugeben“, entgegnete Marc leicht geizt. „Wir haben einen willkürlichen Kurs gesetzt und gehen davon aus, dass Lairis das Gleiche getan hat – wenn sie überhaupt lebend aus dem Schiff entkommen ist. Nun haben wir praktisch jeden Quadratmeter in diesem verfluchten Sektor gescannt und keinerlei Lebenszeichen von ihr. Wenn sie in Kommunikationsreichweite wäre, hätte sie sich doch längst gemeldet, oder?“

„Ich habe Nachricht von der Raumüberwachung“, verkündete Prescott mit glänzenden Augen. „Eine Raumfähre mit der Warpsignatur des Olympia-Typs ist vor knapp vier Stunden mit Warp 4,8 durch Sektor 427 geflogen.“

Lieutenant van de Kamp blickte seinen Freund erwartungsvoll an. Zum ersten Mal seit dem Start des Thunderbirds schöpfte er Hoffnung. „So viele Olympias sind nicht mehr im Dienst. Könnte es tatsächlich sein ...“

„Es kommt noch besser“, unterbrach ihn der Sicherheitschef mit einem breiten Lächeln. „Nachdem sie sich unverschämt lange Zeit gelassen haben, um die Daten ihrer Langstreckensensoren auszuwerten, konnten sie sogar die Registriernummer entziffern.“ Prescott legte eine dramatische Pause ein. „Es ist ein Shuttle von der Casablanca.“

Marc sprang von seiner Koje auf und umarmte seinen Freund. „Sie lebt! Danke, du alte Welt-raumratte! Bin ich froh!“

„Das ist die gute Nachricht. Die schlechte ...“

Das Hämmern und Stampfen im Nebenquartier ließ sogar den Boden erzittern.

„Die schlechte Nachricht ist, dass Sektor 427 in genau entgegen gesetzter Richtung zur Heimatwelt der Axanati liegt“, vollendete Marc den Satz voller Ernüchterung.

Prescott nickte. „Fähnrich Vixpan muss schnellstens zu seiner Herde – sonst nimmt er uns das Schiff auseinander oder verliert den Verstand.“

„Ihn noch mal zu betäuben wäre wohl keine gute Idee?“ fragte Marc halb scherzhaft.

Da schüttelte Prescott heftig den Kopf. „Bevor Lieutenant Varla auf ihn gefeuert hat, war er zwar notgeil, aber immer noch zurechnungsfähig. Aber als er aus der Betäubung erwacht ist, hat

er sich die Uniform mit den Zähnen heruntergerissen und sich in Rumpelstilzchen verwandelt. Wenn er nicht gerade versucht, den Couchtisch zu vergewaltigen, kriegt er Wutanfälle und rennt mit den Hörnern gegen die Wand. Ich könnte dir zeigen, was ich auf dem Überwachungsmonitor gesehen hab – aber ich mag Vixpans Privatsphäre nicht noch mehr verletzen.“

„Und was ist, wenn er sich einen Schädelbruch zuzieht, sich die Hörner oder sonst irgendwas bricht?“ konterte Marc entsetzt. „Wir können ihn doch nicht da drin seinem Elend überlassen! Geben wir ihm wenigstens ein Beruhigungsmittel. Im Notfallkoffer müsste welches sein.“

„Wer immer ihm das Zeug verabreicht, müsste erstmal nahe genug an ihn heran kommen, ohne aufgespießt zu werden“, konterte Prescott. „Wenn es eine Frau ist, versucht er sie gleich zu besteigen, und Kerle nimmt er als potenzielle Geschlechtsrivalen auf die Hörner.“

Lieutenant van de Kamp seufzte und überlegte einen Moment. „Wir könnten eine Art Projektilwaffe bauen und das Medikament als Geschoss auf ihn abfeuern“, schlug er dann vor.

„Deine Idee hat einen Haken.“

„Klar, damit jemand auf ihn schießen kann, müssten wir erst mal die Tür aufmachen.“

„Dann replizier mir einen Cowboyhut und gib mir ein Lasso“, scherzte Prescott.

„Ja, und anschließend regeln wir die Sache unter Männern: Geben wir ihm eine Gummiziege für den schlimmsten Notstand.“ Marc verzog das Gesicht. „Es ist echt fies, wie wir über ihn reden! Vixpan ist mein Freund und er kann nichts dafür, dass er sich alle zwei Jahre in ein Horn auf Hufen verwandelt. Nur leider ...“

„...hat er sich wirklich einen tollen Zeitpunkt ausgesucht, um seiner Biologie freien Lauf zu lassen“, ergänzte Prescott missmutig.

Van de Kamp nickte unglücklich. „Nun haben wir endlich einen Hinweis, wo der Captain ist, aber wir haben keine Zeit, nach ihr zu suchen, weil unser liebeskranker Axanati frei dreht.“

„Eigentlich wissen wir nicht wirklich, wo Captain Lairis steckt“, erwiderte Prescott bedeutungsschwanger. „Das ist nämlich die schlechte Nachricht, die ich dir mitteilen wollte: nach Sektor 427 fehlt jede Spur vom Shuttle des Captains.“

Lieutenant van de Kamp spürte, wie sich sein Magen zusammen zog. „Dann ist sie womöglich auf einem Planeten im Dunstkreis von 427 abgestürzt. Sie könnte ohnmächtig oder verletzt sein und unsere Hilfe brauchen!“

„Ich fürchte, wir können ihr nicht helfen.“ Prescott deutete auf die Wand, die ihre Kajüte von der Nachbarkabine trennte und hinter der ein leises, verzweifertes Blöken erklang. „Wir müssen wohl der Sternenflotte oder dem zivilen Katastrophenschutz Bescheid sagen, damit sie einen Rettungstrupp schicken. Oder wir rufen einfach die Lakota. Benteen hat Lairis' Start vielleicht mitgekriegt und ist ihr längst auf den Fersen.“

„Und wenn der Plan des Captains nicht aufgegangen ist, landen wir demnächst alle mit Fußfesseln in New Zealand“, entgegnete der Ingenieur mit abwesendem Blick.

„Dort landen wir so oder so, falls es noch niemand geschafft hat, seine Majestät, den Admiral, hinter Schloss und Krafffeld zu bringen. Abgesehen davon musste ich bei der Raumüberwachung meinen Sicherheitscode angeben – sonst wären sie nicht mit den Infos über das Shuttle rausgerückt. Falls die Sternenflotte nach uns fahndet, müssen uns die Jungs und Mädels dort weiter melden. Das wär's dann mit unserem netten Fluchtabenteuer.“

„Weiß ich ja alles“, grummelte Marc. „Ich wollte doch nur ein bisschen jammern.“

Prescott zuckte die Achseln. „New Zealand soll sehr schön sein.“

„Sicher. Nur die ollen Fußringe sehen aus, als ob sie scheuern. Ich hab ne empfindliche Haut.“

„Weichei!“ lästerte Prescott. „Wir könnten es natürlich auch mit Captain Devereaux versuchen. Letztes Mal konnte er uns zwar nichts Genaues sagen – weder über Captain Lairis noch über die Lakota ... Aber vielleicht weiß er inzwischen was Neues.“

„Auf jeden Fall sollte er erfahren, dass Lairis überlebt hat“, pflichtete Marc ihm bei und lächelte. „Wie ich ihn kenne, wird er alles stehen und liegen lassen und höchstpersönlich nach ihr suchen ... Was bringen die Nachrichtensender?“

„Nichts Brauchbares.“ Prescott verzog abfällig die Mundwinkel. „Hungersnöte in den cardasianischen Kolonien, eine Tellariten-Gameshow, die neueste Bikini-Mode auf Risa ...“

Lieutenant van de Kamp grinste. „Gib's zu, davon konntest du dich nicht losreißen.“

Prescott grinste wortlos zurück.

„Das hört sich nicht gut an“, sinnierte Marc. „So, als ob sich die Sender nicht trauen, über die politische Lage auf der Erde zu berichten.“

„Oder sie haben keine Informationen“, vermutete Prescott. „Falls Layton tatsächlich abgesägt wurde, wird es eine Weile dauern, bis das Hauptquartier die Medien informiert. Wer up to date sein will, muss das Intranet der Sternenflotte anzapfen. Leider komm ich vom Thunderbird aus nicht rein ... nur von einem Starfleet-Computer. Das heißt, ein Kommunikationstechniker würde es vielleicht hinkriegen ...“

„Du weißt genau, in welchem Zustand sich unser einziger qualifizierter Kommunikationstechniker befindet“, erwiderte Marc mit einem schiefen Lächeln.

„Kannst du ein Luftgewehr oder so was bauen ... Ich meine, für die Beruhigungsspritze?“

Marc nickte. „Kein Problem. Die Einzelteile kann ich replizieren.“

„Du wirst nicht viel Zeit haben“, gab Prescott zu bedenken. Das Hämmern und Poltern in der Nebenkabine schien seine Aussage zu unterstreichen.

„Was soll's. Ich brauch was Sinnvolles zu tun. Und das mit der Sicherheitsbox hat keinen Zweck. Es sei denn, wir exhumieren Captain Kitamuras verkohlte Überreste und knacken zufällig auch noch sein Passwort.“

Prescott pflichtete ihm durch ein Nicken bei. Eine Sicherheitsbox des Typ vier konnte normalerweise nur von demjenigen geöffnet werden, der sie auch verschlossen hatte – und zwar durch einen DNS-Abgleich und die Eingabe des richtigen Passwortes.

„Oder ich ballere so lange mit dem Phaser auf das Teil, bis das Kraftfeld zusammenbricht.“

„Nimm einen Photonentorpedo“, erwiderte Prescott ironisch. „Die Batterie einer Sicherheitsbox hält normalerweise mehrere Jahre.“

„Dann brauchen wir etwas, das dem Ding die Energie entzieht.“

„Nur was?“ fragte Prescott.

Van de Kamp zuckte ratlos die Schultern.



Beinahe wie in alten Zeiten, dachte Captain Lairis, als sie ihr Lager unter einem Felsvorsprung nahe des vanillefarbenen Strandes aufschlug. Auf Bajor, beim Widerstand, hatte sie oft unter freiem Himmel geschlafen und in der sterilen Umgebung eines Raumschiffs vermisste sie schmerzlich den Wind, der ihr Gesicht streichelte und das Zwitschern der Vögel. Manchmal sogar das nervtötende Summen der Insekten.

Außerdem wurde es bald dunkel und Lairis bezweifelte, dass sie vor Einbruch der Nacht eine Höhle oder Vergleichbares finden würde. Sie blinzelte in den Himmel. Er sah nicht so aus, als würde es in absehbarer Zeit regnen oder gewittern und sie zuckte die Achseln. Anhand der Wolkenformation das Wetter für den nächsten Tag voraus zu sagen, war für sie beinahe zu einer Art Hobby geworden. Auf Bajor hatte es ihr und ihrer Widerstandszelle mitunter das Leben gerettet.

Ihr Leben ... Die beklemmende Angst, die Lairis verfolgte, seit ihr Shuttle verschwunden war, kehrte zurück.

Sie lehnte zusammengesunken an der Felswand, die Augen fest geschlossen. Beinahe hoffte sie, diese staubige Einöde und dieser kitschige Sonnenuntergang würden verschwinden, wenn sie sie wieder öffnete. An jedem anderen Ort wäre sie lieber gewesen - sogar auf der Casablanca im Augenblick ihrer Explosion. Ein Ende mit Schrecken wäre allemal besser als das langsame Dahinsiechen auf einem toten Planeten mitten im Nirgendwo.

Dann dachte sie an ihre Tochter Julianna ... die grenzenlose Enttäuschung in den großen blauen Kinderaugen, als Mama ihr erklärt hatte, dass sie auf einem Raumschiff kein Pferd halten konnten. Stattdessen hatte Lairis ihr zum sechsten Geburtstag ein Meerschweinchen geschenkt und das kleine Mädchen war ihr freudestrahlend um den Hals gefallen ... hatte Löwenzahn auf dem Holodeck gesammelt und sich gewundert, warum die Pflanzen sich in ihren Händen auflösten, sobald sie durch die Tür trat. „Mama, muss Rachel jetzt verhungert?“ fragte Julianna besorgt, und ihre Mutter lachte, weil die Kleine ein Meerschweinchen nach dem Captain der verschollenen USS Enterprise-C benannt hatte. Zehn Jahre später schrieb Julianna einen preisgekrönten Aufsatz über das mysteriöse Wiederauftauchen der Enterprise-C unter dem Kommando von Captain Rachel Garrett. Sie überraschte ihre Mutter mit dem lobpreisenden Gutachten und einer Flasche Sekt ... und einem klingonischen Tattoo auf ihrer linken Schulter. Lairis hätte es nie erlaubt, aber nun sah sie in ihrer Freude darüber hinweg. Zu ausgebufft, die Kleine ...

Aber statt dass dieses Bild Lairis Kraft gab, trieb es ihr die Tränen in die Augen.

Die riesige, rot-gelbe Sonne schmolz im Wasser, die Wellen verteilten ihre Glut auf einer glitzernden orangegoldenen Bahn bis zum Horizont und Lairis starrte wie gebannt auf das Schauspiel, während sie ein Schluchzen herunter würgte. Welch eine fiese Ironie, dass sie sich angesichts solcher Schönheit vollkommen elend fühlte! In einer verrückten Vision ging sie langsam auf das glitzernde Binnenmeer zu, das Wasser umspülte ihre Knöchel, Schenkel, Hüften ... als sie ihre Hände hinein tunkte, lösten sie sich auf ... dann ihre Arme, ihr ganzer Körper ... wie eine Eiskugel, die in lauwarmen Kaffee geworfen wurde. Eine Kugel aus gefrorenem Blut, die rote Schlieren auf die Oberfläche des Wassers malte ...

Da stellte Lairis fest, dass sie tatsächlich mit den Füßen im Wasser stand. Es durchnässte bereits ihre Stiefel, fühlte sich eklig klamm an ... Kurzerhand riss sich Lairis die Schuhe von den Füßen, streifte ihre Uniform ab und tauchte in die Fluten. Das Wasser war wohltuend kühl, aber nicht kalt. Als Lairis der Sonne entgegen schwamm, die mittlerweile fast vollständig hinterm Horizont verschwunden war, begriff sie, dass sie instinktiv das Richtige getan hat. Wie oft in ihrem Leben. Manchmal handelte sie, ohne zu wissen, weshalb sie es tat – und dennoch erwies es sich als richtig.

Das Bad im Meer tat gut. Es spülte den Schweiß, Dreck und Ruß von ihrem gemarterten Körper und gab ihr ihre Klarheit zurück. Nein, nicht die Klarheit, dass sie abgestürzt war und in absehbarer Zeit nichts tun konnte, um ihre Lage zu verbessern. Sondern die Klarheit, dass es wichtig war, selbst in einer scheinbar ausweglosen Situation den Moment zu genießen. Das war alles, was ihr noch blieb, wenn sie nicht wahnsinnig werden wollte. In der Gegenwart zu leben, lautete das Geheimnis. Hoffnung war genauso sinnlos wie Glaube, denn beides fixierte die Gedanken viel zu sehr auf die Zukunft und gaukelte Gewissheit vor, wo es keine gab.

Lairis Ilana glaubte an die Propheten. Sie hatte in ihrem Leben schon unzählige Male zu ihnen gebetet – aber je älter sie wurde, desto weniger versprach sie sich davon. Diese höheren Wesen hatten für ihren Geschmack zu viele Entwicklungen zugelassen, die unmöglich gut für Bajor sein konnten: das rigide Kastensystem, die cardassianische Besetzung ... Es schien nicht ausgeschlossen, dass sie mit all dem einen göttlichen Plan verfolgten, ein höheres Ziel ... doch wer garantierte Lairis, dass dieses Ziel kein eigennütziges war? Ja, sie glaubte an die Propheten –

aber sie vertraute ihnen nicht. Sie vertraute niemandem, der in Rätseln sprach und sich anbeten ließ. Einige ihre Vorgesetzten fielen auch unter diese Kategorie.

Admiral Laytons Bild drängte sich auf und sie stellte ihn sich in altmodischer, gestreifter Sträflingskleidung vor, wie er mit mürrischer Miene auf einer Pritsche in einer Zelle hockte und an einem Kanten steinhartem Brot nagte, während ihn die Kellerasseln in die nackten Zehen zwickten. Selbstverständlich wurden Gefangene im 24. Jahrhundert angemessen gepflegt und Sträflingskleidung war längst nicht mehr gestreift. Des Weiteren besaß Lairis als Bajoranerin nur unvollkommene Kenntnisse über die irdische Fauna – sonst hätte sie gewusst, dass Kellerasseln keine Menschen in die Zehen kniffen. Aber diese Fantasie entlockte ihr das erste Lächeln, seit Benteens Torpedo ihr Schiff getroffen hatte.

Sie vermeinte, den Rauch aus ihrem sterbenden Schiff zu riechen: Beißend wie ein konzentrierte Ladung Industrieabgase. Sie spürte wieder die Hitze, die schmerzhaft Blasen auf ihrem Gesicht hinterlassen hatte.

Ihr Herz begann zu rasen, als bemerkte, dass sie mehr als nur Erinnerungsblitze durchlebte. Das Wasser, in dem sie nichts ahnend schwamm, wurde tatsächlich rapide wärmer! Hastig paddelnd wandte sie sich um. Die Sonne war eben untergegangen, der Himmel über dem Horizont loderte wie ein Steppenbrand, der alles Leben verzehrte. Und es gab sogar Rauch! Lairis verstand nicht, weshalb er vom Meer aufstieg. Dann erkannte sie es, ohne zu verstehen.

Sie stellte nüchtern fest, dass sie irrsinnig war. Jedenfalls sah sie Dinge, die nicht real sein konnten. Das Wasser veränderte sich. Von Horizont aus verwandelte es sich in eine brodelnde, schwarze Masse, die zähe Blasen schlug, aus denen stinkender Rauch aufstieg, wenn sie platzen. Real – oder nicht: das schwarze, blubbernde Zeug rückte bedrohlich näher und Lairis stellte sich mit Schauern vor, wie es ihren Körper überzog, ihr das Fleisch von den Knochen brannte.

Mit schnellen, ausladenden Schwimmstößen trieb sie sich vorwärts, aber Strand kam keinen Millimeter näher. Lairis meinte, nicht sehr weit hinaus geschwommen zu sein - trotzdem schien das rettende Ufer in unerreichbare Ferne gerückt. Ihre Schwimmstöße wurden hektischer, unkoordinierter. Das Wasser war jetzt nicht mehr warm, sondern unangenehm heiß. Sie würde bei lebendigem Leib gekocht werden, wenn sie nicht bald das Land erreichte!

Die ersten Rauschschwaden hüllten sie bereits ein und machten das Atmen, das Lairis ohnehin schon schwer fiel, noch mühsamer. Schwimmen, immer weiter schwimmen, nicht nachdenken, nur schwimmen ... Lairis sah den Strand nur noch unscharf durch die Qualmschwaden. Sie schloss die Augen und schwamm stoisch weiter, immer vorwärts, obwohl die Hitze und der Rauch ihr Bewusstsein einzutrüben drohten. Wie auf der Casablanca.

Natürlich! Sie befand sich in Wirklichkeit noch auf ihrem Schiff, die Rauchvergiftung hatte sie in ein barmherziges Koma versetzt, in eine Fantasiewelt, wo sie trotz Absturz, Treibsand und Funkstille eine Chance sah, zu überleben ... und nun hatte die Realität sie wieder eingeholt, ihr sicherer Tod in den Flammen.

Als ihr das bewusst wurde, gab sie auf. Ihre Glieder, die sich mechanisch bewegten wie die einer aufziehbaren Puppe und vor Anspannung schmerzten, erschlafften augenblicklich. Die Wellen schlugen über ihrem Kopf zusammen, ihre langen Haare trieben wie Seetang im Wasser. Sie sank. Und sie hoffte, es würde schnell vorbei sein.

War es tatsächlich. Nach ein oder zwei Sekunden spürte sie sandigen Grund unter ihren Füßen. Eine Welle von Adrenalin schwappte durch ihren Körper, verlieh ihr neue Energie, neuen Mut. Sie stieß sich vom Grund ab, sie schwamm, sie rannte ... Das flache Wasser kam ihr plötzlich zähflüssig vor, wie durchsichtiges Gelee ... wie heißer Teer.

Die schwarze, brodelnde Masse hatte ihren Köchel erreicht, verbrannte sie ...

Eine unsichtbare Kraft versuchte Lairis ins Meer zurück zu ziehen. Ein stechender, höllischer Schmerz schoss ihre Beine hoch, als würde sie gerade über glühende Kohlen laufen.

Aber sie lief weiter. Es ist nicht real, es ist nicht real, sagte sie sich immer wieder, während jeder Schritt ihr glühende Messer in die Fußsohlen trieb.

Als sie letztendlich vor Erschöpfung zusammenbrach, hatte sie den Strand zum Glück erreicht. Von einem Augenblick zum anderen fühlte sie sich wie betäubt. Sie spürte nicht einmal mehr Schmerzen. Ihr Atem ging hastig und flach, sie war so geschwächt, dass sie sich nur langsam und widerwillig aufsetzte. Sie zitterte heftig, weil es plötzlich kühl geworden schien ... rieb ihre mit Gänsehaut überzogenen Arme und hörte trotzdem nicht auf, die zittern.

Dennoch wagte sie einen Blick auf ihre Füße, erwartete Brandblasen und Schlimmeres ... aber da war nichts. Keine Spur einer Verletzung, noch nicht einmal eine Rötung.

Was, bei allen Propheten, Pah-Geistern, Göttern, Götzen und Teufeln ging hier vor?

Hatte Lairis den Verstand verloren, spielten ihre überreizten Sinne verrückt? Oder lag sie im Koma und hatte Visionen? Befand sie sich in der Gewalt telepathischer Aliens? Oder tatsächlich in einer anderen Dimension, im ... Jenseits? Dieses Wort hatte für Lairis keine Farbe, keinen Geschmack, keinen Klang ... Ihr wurde schwindelig und ihr Oberkörper drohte, nach hinten zu kippen. Die mysteriöse schwarze Substanz hatte das gesamte Binnenmeer überzogen, war mittlerweile rissig geworden wie der Boden einer Salzwüste.

Lairis versuchte, aufzustehen, kämpfte mehrmals erfolglos gegen ihre Schwäche. Ihre Gliedmaßen, die sich immer noch anfühlten, als wären sie durch eine starke örtliche Betäubung gelähmt, gehorchten ihr nur unter tragem Protest. Aber wenn sie wie ein Stück Treibholz am Strand liegen blieb, nass und splitternackt wie sie war, würde sie früher oder später an einem Schock sterben. Oder einfach erfrieren. Sie hatte keine Ahnung, wie tief die Temperaturen hier nachts sinken konnten. Doch sie befand sich – so weit sie es überblicken konnte – auf einem Wüstenplaneten. Und Wüsten waren für ihre glühend heißen Tage und eisigen Nächte berüchtigt.

Als es ihr endlich gelungen war, aufzustehen, und sie sich auf wackeligen Beinen vorwärts schleppte, konnte sie ihre Sachen nirgendwo finden. Keine Stiefel, keine Uniform ...die Felsen sahen überall gleich aus ... War sie so weit abgetrieben? Wo befand sie sich?

Es war gänzlich dunkel geworden, bis auf einen schmalen goldenen Streifen am Horizont. Das Binnenmeer war nur noch eine glänzende schwarze Fläche. Wasser? Oder dieses Teerzeug? Es interessierte Lairis nicht länger. Das Einzige, was sie interessierte, war ihre Kleidung. Wo sie nur sein mochte? Ihr einziger Schutz gegen diese furchtbare Kälte, die sie gleichzeitig zittern und abstumpfen ließ ...

Aber nachdem sie eine unbestimmte Zeit ziellos am Strand umher geirrt war, musste sie erkennen, dass es in der Dunkelheit keinen Punkt gab, der ihr als Orientierung dienen konnte.

Lairis war zum Heulen zumute ... oder danach, vor Frust laut zu schreien. Sie tat es nicht.

Der Himmel war mondlos und die Nacht so totenstill, dass jedes Geräusch als Sakrileg erschien.

Kapitel 4: Lakota

Schmutzige graue Wolken verdunkelten den Himmel, unter ihm zitterte und pulsierte der Boden. Blaue Blitze zuckten auf und erhellten die Gebäude am Horizont. Jerad erkannte die Skyline der Hauptstadt von Trill. Der Wind peitschte das hohe Gras. Eine fremdartige körperlose Stimme quasselte nervös vor sich hin ... zusammenhanglose, unwichtige Dinge, die der Sturm zu einer nervtötenden, disharmonischen Sinfonie verquirlte. Manchmal hörte das Geplapper für ein paar Sekunden auf und dann ertönte ein hoher, spitzer Schrei. Angst und Verzweiflung überflutete ihn und er erkannte, dass diese Gefühle aus ihm selbst kamen ... und dennoch waren es nicht seine eigenen.

Die Ebene war voller Schlaglöcher und der Boden fühlte sich seltsam an ... warm und weich, schleimig und feucht, nicht wie Erdreich oder Fels ... Es handelte sich um lebendiges Gewebe, erkannte Jerad. Er trampelte über die Eingeweide eines lebenden, fühlenden Wesens!

Bei dieser Vorstellung wurde ihm übel. Jerad Silgon, der alte Jerad, der er vor seiner Vereinigung gewesen war, hätte sich voller Ekel abgewandt und schleunigst einen Fluchtweg aus diesem Alptraum gesucht: Vielleicht eine Tür, die plötzlich am Horizont erschienen wäre. Ein Raumschiff am Himmel, das ihn hochgebeamt hätte. Oder er hätte sich einfach in den Arm gekniffen, um endlich aufzuwachen. Aber Jerad Kayn, der neue Jerad, studierte den Untergrund ganz genau. Er erkannte zusammen gepresste, hellgraue Spaghetti, durchzogen von schwarzen Nervenfasern ... Kein Zweifel: Es war Hirngewebe.

Jerad wollte nur noch weg. Er wirbelte um seine eigene Achse, rannte blindlings in die nächst beste Richtung ... Das Profil seiner Sohlen drückte dem Hirn des fremden Wesens immer wieder seinen Stempel auf. Anfangs glättete sich das Gewebe nach kurzer Zeit wieder ... aber dann blieben die Spuren. Wie eingebrannt. Und jedes Mal erklang dieser hohe, unheimliche Schrei.

„Bitte, ich will nicht sterben!“ flehte die Stimme.

Jerad horchte auf. Hatte er die Worte richtig verstanden? Das war gar nicht sicher, denn der Sturm heulte nach wie vor ohrenbetäubend.

„Nein“, erwiderte Jerad energisch. „Du stirbst nicht! Das lasse ich nicht zu.“

Der Wind verschluckte die körperlose Stimme.

„Wer bist du? Wo bist du?“ brüllte Jerad gegen das Heulen des Sturms an.

„Ich bin ein Teil von dir“, kam es zögernd von allen Seiten.

Damit waren beide Fragen beantwortet.

Die unerwartete Erkenntnis ließ Jerad abrupt innehalten. Er stand am Rand eines großen, tiefen Loches, das von hässlichem grauem Schorf umrandet war. Grünliches, leuchtendes Gas waberte in einigen Metern Tiefe. Tachonin. Es hatte Kilari getötet.

Jerad wollte zurücktreten, flüchten, in die entgegengesetzte Richtung laufen.

Doch als er seine Füße bewegte, stolperte er. Stolperte über den Rand.

Und fiel. Der tödlichen Wolke entgegen.

Er schnappte nach Luft, aber da war nur ätzendes, giftiges Gas.

Sein Bewusstsein trübte sich ein. Alles was seine Sinne jetzt noch wahrnahmen, war das Piepen einer Comm-Anlage.

Verdammt, wo kam das her?

Jerad drehte sich von einer Seite auf die andere, zog die Decke über die Ohren und ignorierte es. Er war schweißgebadet, verstört und wollte niemanden sehen. Geschweige denn sprechen.

Zu seiner Erleichterung hörte es bald auf zu piepen. Eine männliche Stimme sprach eine kurze Nachricht auf den Speicher. Es interessierte ihn nicht. Diese Nachricht war für Jerad Silgon be-

stimmt, der es nicht mehr gab. Oder für Jerad Kayn, der nicht wusste, wer er eigentlich war. Keiner von beiden befand sich im Dienst oder wartete auf irgendwelche wichtigen Anrufe.

„Computer: Licht“, befahl er.

Die Lampen leuchteten neongelb auf, verjagten aber nicht die Schatten seines Alptraums.

Jerad kniff die Augen zusammen. „Bitte gedämpft!“

Die Helligkeit verringerte sich augenblicklich.

Jerad rang sich nicht dazu durch, aufzustehen, sondern starrte gedankenverloren an die Decke. Sein Traum ... er verblasste bereits wieder und zurück blieb das dumpfe Gefühl der Bedrohung und Orientierungslosigkeit. Es war ein schrecklicher Traum gewesen – trotzdem versuchte Jerad, ihn festzuhalten. Wenigstens ein paar dieser nebulösen Fetzen. Bilder. Worte.

In all der Trostlosigkeit hatte sein Symbiont zu ihm gesprochen. Und ihm etwas Wichtiges mitgeteilt. Jerad war sich dessen vollkommen sicher, obwohl er nicht sagen konnte, woher diese Gewissheit kam.

Konnte es sein, dass sich das Wesen in ihm nur dann bemerkbar machte, wenn er bewusstlos war oder schlief? Die wache Zeit über blieb es im Hintergrund – sein Wirt spürte lediglich das Echo einer fremden Präsenz in sich.

Jerad legte eine Hand auf seinen Bauch und konzentrierte alle Gedanken und Gefühle auf seinen Symbionten. Er wusste, Kayn hörte ihm aufmerksam zu, gab aber keine Antwort.

„Ich glaube, du traust mir noch nicht ... du weißt nicht, was du von mir halten sollst“, sprach er nun laut. „Ist ja auch ganz vernünftig. Du kennst mich nicht und sollst vielleicht die nächsten fünfzig Jahre deines Lebens mit mir verbringen. Außerdem wurdest du nicht gefragt, als Doktor Tygins dich in meinen Bauch gestopft hat. Ja, das hat was von verschärfter Zwangsehe ... würde mir auch nicht gefallen. Deine anderen Wirte konntest du dir wahrscheinlich aussuchen. Oder wenigstens ein Wörtchen mitreden ... ehrlich gesagt, weiß ich nicht, wie die Symbiosekommission das in Einzelnen handhabt. Es gehört zu ihren vielen Geheimnissen.“

Jerad spürte erstmalig eine Reaktion. Lediglich Gefühle. Verständnis. Gepaart mit milder Belustigung.

„Aber mich haben sie auf Herz und Nieren geprüft, auch wenn es schon eine Weile her ist“, fuhr er fort. „Trotzdem – sieh es mal objektiv: Damit geht das Risiko gegen Null, dass ich ein Psychopath bin und die Kommission das letzte Kettensägenmassaker aus deinem Gedächtnis radieren muss ... Nein, ich bin ein ganz normaler Kerl. Wahrscheinlich ziemlich langweilig aus deiner Sicht. Ich tue meine Arbeit, spiele in meiner Freizeit Paris Squares, baue meine Möbel selbst und lese gern historische Romane ... solche, wo sich Testosteron schwitzende Kerle mit Schwertern gegenseitig die Köpfe abschlagen ... all das, worauf ich in der Realität gar nicht scharf bin. Dabei kann man sich so schön gruseln – aus sicherer Distanz. Und freuen, wie zivilisiert wir doch heute sind.“

Jerad hielt inne, als ihm einfiel, dass die Barbarei vielleicht gar nicht so weit entfernt war, wie er vor wenigen Jahren noch gedacht hatte.

Das Dominion. Laytons Putschversuch. Zwei Seiten einer Medaille.

Auch sein Symbiont fürchtete sich bei dem Gedanken.

Jerad musste wieder an Ilana denken. Sie hatte sich für den Frieden geopfert und ein solches Opfer durfte nicht umsonst sein. Für ihr Vermächtnis war er bereit zu kämpfen. Vielleicht sogar mit einem Schwert.

„Ja, und ich habe meinen Captain geliebt“, fügte er mit erstickter Stimme hinzu.

Die mentale Antwort seines Symbionten blieb diesmal aus. Oder ging in seinem Schmerz einfach unter. Jerad schlug die Decke zurück und schlurfte lustlos in Richtung Sanitärzelle. Er vermied es, in den Spiegel zu schauen, als er aus der Dusche kam.

Das lieblos eingerichtete Gästequartier der USS Lakota empfing ihn mit hellen, klobigen Polstermöbeln aus dem 23. Jahrhundert. Auf den Regalen und der Wäschekommode waren Einhörner in allen Farben und Größen verteilt, was das Zimmer nicht nur geschmacklos, sondern regelrecht grotesk wirken ließ.

Moment mal ... Einhörner? Jerad war sich vollkommen sicher, dass sie nicht zur normalen Ausstattung der Lakota gehörten. Es sei denn, Benteen litt – neben all ihren übrigen Fehlern – an einem kriminellen Geschmacksdefizit.

Nein, nicht Benteen – Kilari.

Jerad ließ sich auf sein Bett sinken und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. Die Akademie hatte ihm den Nachlass des Mädchens geschickt, wozu auch eine unscheinbare Kiste voll mit jenen pferdeähnlichen Fabeltieren aus der irdischen Mythologie gehörte. Jerad hatte sie – in einem sentimentalischen Anfall oder weil Kilaris Erinnerungen ihn für einen Moment überwältigt hatten – ausgepackt und überall auf den Möbeln verteilt. Nun erinnerte er sich wieder. Kilari hatte Einhörner gesammelt, das war ihr dunkles Geheimnis. Ihre Kameraden auf der Akademie hatten nichts davon erfahren, sonst hätten sie sie womöglich ausgelacht.

Jerad seufzte fatalistisch, holte den Karton aus dem Schrank, nahm jedes einzelne Einhorn in die Hand, betrachtete es einen Augenblick, bevor er es behutsam in die Kiste legte, wo es hoffentlich für immer bleiben würde.

Da summte der Türmelder. „Herein“, rief er automatisch – und bereute es in der nächsten Sekunde. Seine Augen verengten sich, als Benteen eintrat. „Sie!“

„Jerad ... Commander Silgon ...“

„Jerad Kayn“, korrigierte er dumpf.

„Sie meinen ...“

„Mein Name ist Jerad Kayn.“ Kein „Ma'am“, kein „Sir“, kein „Captain“. Jerad verzichtete auf jedes Wort und jede Geste des Respekts gegenüber dieser Frau.

Benteens Blick wich seinem aus, streifte stattdessen den Gegenstand, den der Commander gerade in den Händen hielt: Ein weißes Porzellan-Einhorn mit einem goldenen Schweif, ungefähr so groß wie eine halbwüchsige Katze.

Benteens Mundwinkel zuckten. „Ich muss schon sagen, Ihr Kunstgeschmack sucht seinesgleichen, Commander“, bemerkte sie ironisch.

„Es gehörte Kilari.“

Benteens winziges Lächeln verschwand schlagartig. „Oh. Verstehe. Aber warum ...“

„Sie meinen: Warum ausgerechnet Einhörner? Das verstehe ich ehrlich gesagt auch nicht. Wenn es wenigstens Oliadras wären oder alte hubbeshanische Götter ... irgendwas, das darauf hindeutet, dass hier ein Trill wohnt. Aber nein, man kann hingehen, wo man will – überall machen sich die Menschen breit, überschwemmen uns mit ihrem Rootbeer und ihren Einhörnern und ihrer Salami-Pizza ... wahrscheinlich sind sie erst zufrieden, wenn sich sogar die Vulkanier Gartenzwerge in die Wüste stellen ... eigentlich kann ich ja froh sein, dass Kilari Einhörner gesammelt hat und keine Gartenzwerge.“

Jerad unterbrach sich abrupt, als er ein Schmunzeln auf Benteens Gesicht bemerkte. Das letzte, was er wollte, war diese Frau zum Lachen zu bringen. Es war früher nie seine Art gewesen, einfach drauf los zu plappern. Das musste der Einfluss von Parim, dem Botschafter sein. Mit dem Besoffenquatschen seiner Verhandlungspartner hatte er seine gesamte diplomatische Karriere bestritten – und alle vier Ehefrauen in die Flucht geschlagen.

„Es ist schon komisch mit den Leuten, für deren Tod man verantwortlich ist“, sinnierte Jerad bitter. „Am praktischsten wäre es natürlich, wenn man einfach verdrängen könnte, dass sie je gelebt haben. Aber dann wird man durch ein Bild, eine Melodie, einen Geruch plötzlich wieder

an sie erinnert. Durch Angehörige, die ihre Lieben nicht vergessen wollen und immer wieder von ihnen sprechen, als wären sie noch bei uns. Und manchmal sogar durch ein Einhorn.“

„Es tut mir wirklich Leid, Commander“, gab Benteen leidenschaftlich zurück.

Jerad zweifelte keinen Augenblick daran, dass sie es ehrlich meinte. Dennoch starrte er sie feindselig an. „Ach so, es tut Ihnen also Leid? Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben? Ich trage den Symbionten eines jungen Mädchens, das Sie auf dem Gewissen haben! Eine Frau, die mir sehr viel bedeutet hat, ist auf der Brücke ihres Schiffes verbannt ... und es tut ihnen Leid? Vielen Dank, jetzt fühl ich mich doch gleich viel besser! ‚Tut mir Leid, dass ich Kaffee auf Ihr Hemd geschüttet habe, tut mir Leid, dass der Hund verhungert ist, weil ich zu faul war, ihn zu füttern ... Tut mir Leid, dass ich auf meinen eigenen Leute geschossen habe, weil ich einem skrupellosen Arschloch wie Layton hörig war!‘ Wieso denkt ihr Typen eigentlich immer, es ließe sich alles wieder gut machen mit einem simplen ‚Tut mir Leid‘?“

Benteen wich seinem Blick aus. „Sie haben Recht. Es gibt Taten, die man nicht verzeihen kann.“

„Was wollen Sie dann eigentlich von mir?“ fuhr der Trill sie an.

„Captain Devereaux von Deep Space Four hat angerufen. Er sagte, es sei wichtig – aber er wollte nur mit Ihnen persönlich sprechen. Ich hab Sie durchgestellt, aber Sie sind nicht rangegangen. Also ...“

„Und wieso schicken Sie dann keinen Crewman? Oder rufen mich auf der Comm-Anlage?“ unterbrach Jerad sie. „Ehrlich, Sie haben vielleicht Nerven, hier aufzukreuzen und den Postboten zu spielen!“

Benteen atmete tief durch – sichtlich bemüht, sich nicht über Jerads respektlosen Tonfall aufzuregen. „Es gibt auch noch was, dass ich Ihnen persönlich sagen will.“

„Aha“, brummte der Trill betont desinteressiert.

„Ich bin dabei, ein Team zusammenzustellen, das auf dem Wrack der Casablanca nach Überlebenden suchen soll ... und ich würde mich freuen, wenn Sie dabei sind.“

„Glauben Sie im Ernst, dass es Überlebende gibt?“

„Eigentlich nicht“, erwiderte Benteen ehrlich. „Aber auch wenn wir sterbliche Überreste der Crew finden ... sie verdienen ein anständiges Begräbnis auf einem Ehrenfriedhof der Sternenslotte.“

„Ach so ist das also? Sie schießen das Schiff ab und ich darf die verkohlten Leichen meines Captains und meiner Freunde ausbuddeln ... Ich bin begeistert.“

„Wie werden sie zusammen ausbuddeln“, erklärte Benteen schlicht. Ihre Stimme klang gedämpft, aber fest.

„Gut, ich bin dabei“, antwortete Jerad zu seiner eigenen Überraschung.

„Schön, Commander.“ Benteen nickte knapp. „Übrigens würde ich nie meinen Hund verhungern lassen“, fügte sie noch hinzu, bevor sie sich zum gehen wandte.

„Schön für ihren Hund“, gab Jerad sarkastisch zurück. Da kam ihm eine Idee und er lächelte insgeheim. „Captain Benteen, warten Sie!“

Benteen drehte sich verblüfft um. „Ja?“

Lächelnd steckte er ihr die Einhorn-Skulptur hin. „Hier, das möchte ich Ihnen schenken.“

„Aber ... ich kann nicht ... wieso?“ stammelte Benteen. „Ich denke nicht, dass ich das verdiene, und außerdem mag ich keine Einhörner.“

„Ich auch nicht. Das heißt, das arme Ding würde bestenfalls in irgendeiner dunklen Ecke verstauben. Wenn ich es behalte, ist es nur kitschiger Nippes, der von meinem letzten Wirt übrig geblieben ist. Aber wenn ich es Ihnen gebe, bekommen Sie ein nettes Andenken an Kilari.“

„Danke!“ murmelte Benteen. Sie schien froh zu sein, dass sie endlich verschwinden konnte.

Als sie weg war, atmete Jerad erst mal erleichtert auf. Was mochte wohl Devereaux von ihm wollen? Sie kannten sich nicht persönlich, trotzdem war Jerad manchmal eifersüchtig auf ihn. Er glaubte, die beiden verband etwas, das er nie teilen konnte. Dennoch wurde die dumpfe Trauer, die er empfand, für einen Moment durch Neugier vertrieben, als er Devereaux zurückrief.

Auf den ersten Blick war der Mann nichts Besonderes. Ein Mensch in mittleren Jahren. Ganz eindeutig ein Franzose. Man sah es Devereaux schon an, bevor er den Mund aufmachte. Und er hatte einen Hund – das sah man eindeutig an den Hundehaaren auf seiner Uniform.

Wider Willen lächelte Jerad.

Devereaux lächelte zurück. „Commander Silgon! Bin ich froh, dass Sie sich melden.“

„Freut mich auch. Aber Silgon heiße ich nicht mehr.“ Wie oft hatte er das schon richtig stellen müssen? Es wurde allmählich langweilig.

„Ach so?“ Devereaux hob die Augenbrauen.

„Kilari Kayn ist tot. Sie haben mir ihren Symbionten übergeholfen.“

„Kilari? Sie meinen, das Mädchen, das wegen Befehlsverweigerung verhaftet worden ist?“ Devereaux wirkte betroffen. „Wie ist es passiert?“

Jerad lieferte eine Kurzform der traurigen Geschichte und Devereaux' Miene verdüsterte sich noch mehr. „Ich hab Fotos von ihr gesehen. So ein hübsches junges Ding ... und sehr begabt, hieß es. Ich werde für ihre Seele beten.“

Jerad musste sich ein Schmunzeln verkneifen. Von Lairis wusste er, dass Devereaux religiös war – auf seine eigene, französische Weise. „Kilaris Seele ist bei mir. Vielleicht halten Sie mich deshalb für Gott“, scherzte er müde.

Devereaux lachte viel zu herzlich angesichts der traurigen Situation. „Naja, nicht gerade für Gott, aber für ein höchst erstaunliches Lebewesen. Ich hab schon viel von vereinigten Trills gehört, aber noch nie einen persönlich getroffen ... Wie ist das so, wenn man vereinigt ist?“

Jerad zuckte die Achseln. „Ich brauche einen Counsellor, der mir zeigt, wer ich eigentlich bin. Ich habe verrückte Träume und bin heute in einem Quartier voller Einhörner aufgewacht.“

„Einhörner? Ich vermute, einer Ihrer früheren Wirte mochte sie.“

Jerad nickte nur und erwähnte Kilaris Namen nicht. „Ich frag mich, was als Nächstes kommt. Morgen schmiere ich mir vielleicht den mitternachtsblauen Lidschatten ins Gesicht, den Aila so geliebt hat.“

„Würde Ihnen sicher gut stehen“, bemerkte Devereaux amüsiert.

„Das bezweifle ich“, protestierte Jerad. „Ich bin ein Sommer- und kein Wintertyp.“ Auf Devereaux' Lachen fügte er hinzu: „Und vor allem bin ich kein Typ für die Symbiosekommission.“

„Nein, ich wäre nicht im Traum darauf gekommen, dass Sie vereinigt sind. Als Sie sagten, dass Sie Ihren Namen geändert haben, dachte ich, Sie hätten heimlich geheiratet.“

„Geheiratet?“ Jerad nahm an, dass Devereaux scherzte. Aber ganz sicher war er nicht.

Devereaux lächelte versöhnlich. „Nur ein Wunschtraum. Dann hätte ich nämlich endlich mal Chancen bei Ilana.“

„Ilana ist tot!“ schoss der Trill wütend zurück.

„Ist sie nicht.“

Jerad blickte irritiert auf. „Wenn Sie mich jetzt verscheißern, bring ich Sie um.“

„Glauben Sie, ich mache Witze über so was?“ konterte Devereaux empört. „Die Casablanca ist explodiert, aber Ilana konnte entkommen. Sie hat sich mit dem Shuttle abgesetzt und wurde zuletzt im Sektor 427 gesehen.“

Jerad strahlte übers ganze Gesicht. „Sind Sie sicher? Meine Güte, ich ... was soll ich sagen ... Captain, ich könnte Sie knutschen!“

„Vor zehn Sekunden wollten Sie mich noch umbringen.“

„Ich bin eben wankelmütig.“ Der glückliche Ausdruck auf dem Gesicht des Trill ließ ihn fast naiv aussehen und ein warmes Gefühl durchströmte Captain Devereaux. „Was ist mit den anderen? Van de Kamp? Vixpan? Prescott?“ Jerads Stimme überschlug sich fast.

„Sie sind mit meinem alten Thunderbird unterwegs. Übrigens waren sie es, die mich informiert haben.“

„Das heißt ... sie leben?“

„Ich denke, mit einem Thunderbird durch den Weltraum zu düsen und am Leben zu sein schließt sich gegenseitig nicht aus.“ Devereaux lächelte breit.

„Und Ilana? Wo ist sie jetzt?“

Plötzlich verflüchtigte sich das Lächeln des Captains. „Das weiß keiner.“

„Das heißt, sie ist verschollen.“ Auch die Miene des Trill versteinerte. „Woher wollen Sie dann eigentlich wissen, dass sie noch lebt?“

„Glauben Sie mir: Ich weiß es.“ In den Worten des Captains lag so viel Überzeugung, dass Jerad sie nicht in Frage stellte.

„Dann nehme ich an, die Crew sucht nach ihr.“

Devereaux verzog das Gesicht. „Eher nicht. Sie müssen nämlich dringend nach Axanati Prime, weil ... wie soll ich es ausdrücken ... den armen Fähnrich Vixpan plagen schwere Liebesnöte.“

„Sein Brunftzyklus!“ Jerad stöhnte. „Das hat uns gerade noch gefehlt.“

„Wir finden sie“, versprach Captain Devereaux mit eindringlicher Stimme.

„Sie und ich“, präzisierte Jerad.

Devereaux nickte. „Ich schicke Ihnen mal die Daten von der Raumüberwachung.“

„Ja, tun Sie das. Und halten Sie mich auf dem Laufenden, wenn Sie irgendwas Neues erfahren. Egal, wie unwichtig es Ihnen eventuell vorkommt.“

Devereaux lächelte wehmütig. „Nichts, was Lairis Ilana betrifft, ist für mich unwichtig. Vor allem nicht in dieser Situation.“

Als sich die beiden Männer in die Augen schauten, wurden aus Konkurrenten Verbündete.

Jerad überspielte die Daten auf ein PADD und ließ sich damit im Sessel nieder. Wir werden sie finden, hatte Devereaux gesagt. Nur wo? Und wie? Jerad Silgon hätte sich vermutlich in ein Shuttle gesetzt und blindlings den Raum um Sektor 427 gescannt. Aber Jerad Kayn verfügte über den Erfahrungsschatz von sechs Leben. Wenn er die Nadel im Heuhaufen nicht finden konnte, gelang es vielleicht Aila oder Vijana oder Kilari.

Er blickte aus dem Fenster hinaus ins All und vor seinem inneren Auge zogen Bilder aus dem Leben längst verstorbener Trills vorbei.

Kapitel 5: Morgengrauen

Im Halbschlaf spürte Lairis eine harte, zerklüftete Felswand im Rücken. Ihre Glieder schmerzten, waren steif vor Kälte und sie war froh, wenigstens ihre Kleidung wieder gefunden zu haben. Wie lange war sie nackt umher geirrt, den Strand rauf und runter, ohne jeden Orientierungspunkt? Lairis schauderte, wenn sie nur daran dachte. Die Kälte war ihr bis ins Knochenmark gefahren und dort lauerte sie immer noch. Unter dem harten gelben Morgenlicht glühte die Welt hinter ihren geschlossenen Lidern wie flüssiges Metall. Lairis konnte sich trotzdem nicht vorstellen, dass ihr jemals wieder richtig warm wurde.

Ein Stechen und Kribbeln in ihrer Nase ließ sie endgültig wach werden. Sie musste ein paar Mal heftig niesen, suchte fieberhaft nach einem Taschentuch, zog schließlich eines aus einem der Tornister, die bei ihren Sachen gestanden hatten.

Ihre Hand streifte etwas Kaltes, Schleimiges in ihrem Gesicht. Angewidert wischte sie mit dem Taschentuch über ihre Wange und eine zehn Zentimeter lange, fingerdicke, braune Nacktschnecke fiel zu Boden. Lairis stieß einen erstickten Schrei aus, als eine zweite Schnecke – noch länger, dicker und glitschiger als die erste – unter ihrem Uniformärmel hervor gekrochen kam. Der Ekel würgte sie, sie riss sich die Jacke und mit ihr das schleimige Weichtier herunter. Sonnenstrahlen fielen durch den Eingang der Höhle, in der Lairis Unterschlupf gefunden hatte, und sie stand mitten in deren Scheinwerferkegel. Im selben Augenblick verfluchte sie das Licht, denn es zeigte ihr nichts als Schnecken auf dem Weg vor ihr. Dutzende, hunderte ... wie frische Hundehaufen lagen sie dort auf dem blanken Fels, braun und feucht, manche zusammen gerollt, andere lang und gerade ... Hundehaufen, die sich *bewegten*.

Wasser tropfte von einem Stalaktiten über ihr, perlte an ihrem Oberarm ab ... doch als Lairis einen zweiten Blick riskierte, war es kein Wassertropfen, sondern eine Schnecke. Sie schüttelte sich und wirbelte ein paar Mal um ihre eigene Achse.

Drei weitere Schnecken krochen ihre Hosenbeine hoch und Lairis fegte sie hektisch mit ihrer Jacke herunter, sorgfältig darauf bedacht, sie nicht mit bloßen Händen anzufassen. Übelkeit stieg in ihr hoch, während sie ihren Phaser packte, ihn auf breite Streuung einstellte und den Strahlungsregler bedenklich weit in Richtung „töten“ schob. Ein gleißendes, orangegelbes Feuer verdampfte sämtliche Nacktschnecken auf dem Weg und gleichzeitig ertönte ein schriller Schrei von allen Seiten. Nein, das kann nicht wahr sein, dachte Lairis. *Schnecken schreien doch nicht!* Dennoch krümmte sie sich bei dem schrecklichen Geräusch zusammen.

Im nächsten Moment loderten die Flammen bis zur Decke der Höhle und Lairis taumelte erschrocken rückwärts. Auch das war unmöglich. Der Boden der Höhle bestand aus nacktem Gestein, hier und da mit feuchten blauen Algen überzogen. Es gab nichts Brennbares ... oder? Für den Bruchteil einer Sekunde verspürte Lairis das geistesranke Verlangen, mitten durch das Feuer zu springen, auf dass es ihr den Schneckenschleim und sämtlichen Dreck dieses furchtbaren Planeten von der Haut brennen würde.

Doch die Flammen verloschen so plötzlich, wie sie aufgelodert waren. Da wurde Lairis endgültig bewusst, dass hier etwas ganz und gar faul war. Vielleicht war es in der Höhle zu dunkel, um Rauch zu sehen. Möglicherweise lag es an ihrem Schnupfen, dass sie nichts Verkohltes roch ... Möglicherweise.

Oder sie hatte tatsächlich Halluzinationen. Trotzdem glaubte nicht, dass sie verrückt wurde. Captain Lairis Ilana verlor nicht so schnell den Verstand. Auch nicht in brenzligen Situationen, von denen sie schon unzählige überstanden hatte. Viel wahrscheinlicher war, dass die giftigen

Dämpfe auf der Casablanca oder eine Minimaldosis Quantentorpedo-Strahlung ihr Nervensystem geschädigt hatte. Das behagte ihr zwar nicht, aber ein guter Arzt würde es heilen können.

Falls sie jemals gerettet wurde. Es wimmelte nicht gerade von Ärzten auf dieser gottverlassenen Welt. Bei diesem Gedanken wurde ihr wieder flau im Magen.

Und der kalte Schneckschleim fühlte sich leider sehr real auf ihrer Haut an.

Als sie die Höhle endlich verlassen hatte, fiel sie auf die Knie und rieb ihr Gesicht und die nackten Arme mit Sand ab.

„Hey, dir ist wohl das Cremeduschbad ausgegangen, Ilana.“

Sie schreckte auf. Ihre Haut war gerötet, ihr Hirn in der Sonne geschmolzen. Jedenfalls spielte es ihr ein weiteres Mal Streiche. Oder etwas nicht? Der Mann, dem die Stimme gehörte, stand vor ihr, in voller Größe, und lächelte amüsiert auf sie herab.

„Jerad!“ Sie sprang auf und hielt ihn fest umschlungen. „Wie ...?“

Auch ihr Mund fühlte sich an, wie mit Sand bearbeitet, und ihre Stimme klang rau.

Hinter der Schulter des Mannes erstreckte sich ein Himmel wie verschimmelter Senf: Schmutzig gelb mit einzelnen weißen Schleierwolken.

„Wie ich hier her komme, möchtest du sicher wissen.“ Zärtlich strich er ihr das wirre Haar aus dem Gesicht. „Du siehst schlimm aus, Ilana.“

„Das sagt in letzter Zeit jeder zu mir. Ich sollte die Kosmetikerin wechseln.“ Er grinste sie schief an. „Oder du verträgst das Klima hier nicht. Lass uns verschwinden.“

Lairis runzelte die Stirn. „Können wir das?“

„Meinetwegen sofort.“

Sie blickte ihn hoffnungsvoll an. „Du ... Ihr ... Ihr habt mich gesucht? Du bist mit einer Rettungsmannschaft gekommen?“

„Die Lakota ist im Orbit. Als mir ein Geistesblitz kam, wo du verschollen sein könntest, war Benteen sofort einverstanden, dass wir nach dir suchen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie es für mich war, als wir endlich deine Lebenszeichen entdeckt hatten ...“

„Du bist doch nicht etwa allein runter gebeamt? Auf einen unbekanntem Planeten?“ unterbrach ihn Lairis alarmiert. „Das ist gegen die Vorschriften – und zwar aus gutem Grund!“

„Reg dich nicht auf, Ilana. Fähnrich Kepler ...“

Lairis rückte von ihm ab. „Jerad, hier ist niemand außer uns.“

Er fuhr erschrocken herum. „Fähnrich Kepler?“

Keine Antwort.

Jerad drückte seinen Kommunikator. „Silgon an Kepler.“

Aus dem kleinen Gerät kam nur statisches Rauschen.

„Ich glaub, ich spinne!“ fluchte Jerad. „Silgon an Lakota.“ Wieder keine Antwort.

Lairis drehte ihn sanft zu sich herum. Ein Ausdruck des Bedauerns lag in ihren Augen und sie atmete tief durch. „Es gibt hier atmosphärische Turbulenzen oder so was. Ich konnte mein Shuttle nicht manövrieren, wäre beinahe abgestürzt ...“

„Was willst du damit sagen?“ erwiderte er verstört.

„Dass die Moleküle des armen Fähnrich Kepler wahrscheinlich über die halbe Hemisphäre verteilt sind“, entgegnete Lairis trocken.

„Mein Gott!“ Jerad stützte seinen Kopf mit den Händen, als leide er bohrende Schmerzen. Wenn wir das gewusst hätten ...“

„Habt ihr den Planeten nicht untersucht, bevor ihr gebeamt seid?“

„Doch! Natürlich! Aber ...“ Der Trill schüttelte langsam den Kopf. „Niemand hat irgendwas Ungewöhnliches festgestellt.“

„Dann wurdet ihr beide vielleicht nur zu unterschiedlichen Koordinaten gebeamt. So was kann selbst bei minimalen Interferenzen passieren.“

„Dann schlägst du vor, dass wir jetzt Kepler suchen?“

„Ich weiß, die Reichweite unserer Tricorder deckt nicht den ganzen Planeten ab und wir müssen uns vorher mit der Lakota verständigen, aber ...“

Etwas in Jerads Blick brachte Lairis zum Schweigen. Ein Aufflackern von Bedauern und nervöser Unruhe. Furcht. „Ich fürchte, dafür haben wir keine Zeit.“ Er atmete stoßweise ein und aus. „Ich muss dir was erklären, Ilana. Du hast wahrscheinlich keine Ahnung, wo wir sind ...“

„Doch.“ Die Miene der Bajoranerin war ausdruckslos, als sie fortfuhr: „Ich hab eine Sensoranalyse gemacht, bevor mein Shuttle auf Nimmerwiedersehen im Treibsand versunken ist.“

„Im Treibsand?“ wiederholte der Trill mit verblüffter Miene.

Lairis winkte energisch ab. „Mit neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit hat es mich in Sektor 427 verschlagen. Auch bekannt als Bermudadreieck des Alpha-Quadranten.“

„Nachdem dort mehrere Bergbautrupps, ein paar verrückte Touristen und ein Außenteam der Sternenflotte spurlos verschwunden sind, wurde der Sektor zur absoluten Tabuzone erklärt. Wie Talos IV“, ergänzte Jerad mechanisch. „Wer in die verbotene Zone fliegt, landet vorm Kriegsgericht und wird unehrenhaft entlassen. Zivilisten verlieren ihre Fluglizenz für die nächsten zehn Jahre. Einzige Ausnahme für Föderationsschiffe: wenn sie ein Notsignal von einem anderen Föderationsschiff oder Verbündeten empfangen.“

„Dann ist mein Signal also doch abgesetzt worden“, schlussfolgerte die Bajoranerin erleichtert und lächelte ihn dankbar an. Wie froh sie war, dass dieser Horror jetzt ein Ende hatte! Sobald sie den Verbleib von Fähnrich Kepler aufgeklärt hatten, würde sie mit Jerad und der Lakota nach Hause fliegen, konnte sie ihre Tochter endlich in die Arme schließen ...

Aber Jerads stumpfer Blick ließ ihre Hoffnung auf die Dimension eines Neutrinos schrumpfen.

„Wir haben kein Signal von dir empfangen“, entgegnete er steif.

„Nicht?“ Lairis glaube zu spüren, wie sämtliche Muskeln ihres Körpers erschlafften, ein betäubendes Gift ihren Verstand lahm legte ...nur, damit sie die Wahrheit nicht erkennen musste. „Wie habt ihr mich dann gefunden?“

„Die gute, alte Logik. T'Liza meinte, das wäre der einzige Ort, der übrig bleibt, wenn wir dich sonst nirgendwo finden.“

„Was bedeutet das jetzt für uns?“ Lairis' Stimme klang fest und energisch, was das Maximum ihrer schauspielerischen Fähigkeiten erforderte. Jerad war ihr Geliebter, aber auch ihr Erster Offizier und sie wäre nie auf die Idee gekommen, sich an seiner Schulter auszuweinen. Er beschwerte sich oft, dass sie einen Teil ihres Inneren vor ihm verschloss.

„Sobald irgendein Schiff in Sensorreichweite auftaucht, geht die Lakota auf Warp“, erklärte er nüchtern.

„Das heißt, sie würden uns hier zurücklassen, auf dieser öden Drecksugel, nur damit sie nicht erwischt werden?“ rief Lairis empört.

Jerad zuckte die Schultern. „Sieht so aus.“

„Benteen fliegt doch wegen Layton sowieso aus der Sternenflotte. Mit größter Wahrscheinlichkeit. Was zum Geier hat sie denn zu verlieren?“

„Es ist noch gar nicht sicher, ob sie aus der Sternenflotte fliegt. Mich wundert, dass sie überhaupt einverstanden war. Ich schätze, sie hat ein schlechtes Gewissen.“

Die Nachricht war für Lairis ein Fausthieb ins Gesicht, der jeden kampferprobten Profiboxer auf die Matte geschickt hätte. Ihr abwesender Blick wanderte über die Dünen, bevor sie ihren Kommunikator berührte. „Lairis an Lakota.“

Nichts.

Jerad tat es ihr nach. „Silgon an Benteen. Bitte antworten Sie!“

Der Wind heulte.

„So eine verdammte Scheiße – sie sind weg!“ fluchte Lairis.

„Du hast was von atmosphärischen Interferenzen erzählt. Kann doch sein, dass wir deshalb keinen Kontakt zur Lakota kriegen“, versuchte Jerad sie zu beruhigen. „Kopf hoch, das wird schon!“

„Hast du außer abgedroschenen Phrasen sonst noch was zu bieten?“ fuhr sie ihn an. „Zum Beispiel einen brauchbaren Vorschlag, was wir jetzt tun sollen?“

„Ehrlich gesagt: nein“, erwiderte er kleinlaut. „Wir können nur abwarten und immer wieder versuchen, Kontakt zum Schiff aufzunehmen. Hey, gehen wir doch am See spazieren! Vielleicht bekommen wir so den Kopf frei und uns fällt was Vernünftiges ein ...“

„Nein!“ rief Lairis entsetzt. Ihr letzter Spaziergang an diesem See war in einen surrealistischen Horrortrip ausgeartet und sie verspürte kein Bedürfnis, dieses Erlebnis zu wiederholen. Ein irritiertes Stirnrunzeln war Jerads Antwort. „Nein ... was?“

„Das ist kein See, das ist ...“ Ein wahr gewordener Alptraum, eine Todesfalle. „Ein Binnenmeer“, schloss sie lahm.

Jerad schmunzelte. „Du bist doch nicht etwa allergisch gegen Salzwasser?“

„Nur, wenn es plötzlich heiß wird, sich in Teer verwandelt und abbrennt, während ich nackt darin schwimme.“

Jerads Lächeln wurde noch breiter. „Ist das ein Zitat aus einem dieser surrealistischen Gedichte, die du so liebst?“

Lairis wurde wütend, weil er sie offensichtlich nicht ernst nahm. „Vergiss es!“ fauchte sie.

„He, he ...“ Jerad wurde mit einem Schlag ernst. „Ist dir am See irgendwas zugestoßen?“

„Na ja ...“

„Willst du darüber reden?“

Lairis wandte sich ab. Die Ereignisse der letzten Nacht zogen in allen grausigen Details an ihrem inneren Auge vorbei – und plötzlich wurde ihr klar, wie verrückt ihre Geschichte tatsächlich klang. „Nein, du würdest mir eh nicht glauben. Oder du reservierst gleich eine nette Gummizelle für mich, wenn wir zurück sind.“

„Ich hab auch schon Sachen erlebt, die mir keiner glauben würde.“ Er lachte halbherzig.

Sie begann zögerlich zu erzählen und seine Miene schwankte zwischen Faszination und Verwirrung. „Ich hab dich vorgewarnt“, schloss sie trocken.

„Nun ja, das klingt in der Tat ziemlich irre.“

„Irre ist gar kein Ausdruck!“

„Ich würde mir diesen See gern mal aus der Nähe ansehen.“

„Na gut. Wenn du meinst, das bringt was“, stimmte sie widerwillig zu.

Es war genau so, wie Lairis befürchtet hatte: Sanfte Wellen kräuselten die Oberfläche von kristallklarem Wasser. Es gab keinerlei Spuren von Teer und Rauch, keinen Hinweis auf übernatürliche Phänomene. Jerad zuckte die Achseln und tauchte einen Finger ins Wasser.

„Sei vorsichtig!“ warnte Lairis.

„Nichts passiert“, gab er grinsend zurück.

Ein Kälteschauer ließ Lairis frösteln, obwohl die Temperatur bereits auf über 30°C gestiegen war. Sie nieste ein paar Mal heftig.

„Alles in Ordnung?“ fragte Jerad und legte seinen Arm um sie, um sie zu wärmen.

„Auf einem Planeten, wo es praktisch kein Leben gibt, hab ich mir einen Virus eingefangen“, erwiderte sie grummelig. Kein Leben ... bis auf diese widerlichen Nacktschnecken, die es laut

ihren Tricorderwerten auch nicht geben dürfte. Der Schauer, der sie diesmal durchlief, hatte nichts mit ihrer Erkältung zu tun. „Entweder das, oder ich bin schwanger“, scherzte sie matt.

„Dann hoffe ich um so mehr, dass wir schnell hier wegkommen. Ein idealer Kinderspielplatz ist das hier gerade.“ Jerad lächelte. „Andererseits hätte der kleine Racker genug Sand zum budeln.“

Lairis lächelte zurück. „Bist du so erpicht darauf, Papa zu werden?“

„Bin ich denn der Einzige, der in Frage kommt?“

„Ich schätze mal, du freust dich, wenn ich ja sage.“

In Gedanken versunken schlenderten sie am Strand entlang, der im hellen Mittaglicht so trügerisch friedlich wirkte. Dabei versuchten sie immer wieder erfolglos, die Lakota zu kontaktieren. Lairis Unbehagen steigerte sich allmählich zu nagender Angst. Es war schlimm genug, allein auf diesem seltsamen Planeten gestrandet zu sein – aber jetzt saß auch Jerad hier fest, weil er versucht hatte, sie zu retten. Irrationale Schuldgefühle quälten sie. Sie wusste nicht, wie sie damit umgehen sollte, falls die Lakota tatsächlich abgeflogen war.

Das Schweigen wurde immer unangenehmer, während sie angespannt auf Benteens Signal lauerten. „Es ist nur eine Erkältung“, erklärte Lairis betont überzeugt – nur um überhaupt etwas zu sagen. „Du weißt doch, was in der medizinischen Datenbank steht: Trills sind mit anderen Spezies eher inkompatibel.“

„Andererseits haben Bajoraner so aggressive Gene, dass sie beinahe von allem schwanger werden können, das da krecht und fleucht. Selbst Cardassianer und Klingonen.“

Sie blickte ihn überrascht an. „Du hast recherchiert?“

„Na, du doch offensichtlich auch.“

„Nur aus wissenschaftlichem Interesse“, wehrte sie ab.

„Ich hab es in einem Bericht gelesen, war nur so nebenbei erwähnt“, entgegnete Jerad einen Tick zu schnell. „Eigentlich ging es dabei um halbcardassianische Kriegswaisen.“

„Wenn du es genau wissen willst: Ich habe verhütet“, erklärte die Bajoranerin unwirsch. „Und können wir dieses delicate Gespräch bitte verschieben, bis wir zu Hause im Bett liegen? Wir haben wahrhaftig andere Probleme.“

„Klar doch“, lenkte Jerad ein. „Wahrscheinlich hast du dir den Virus auf der Casablanca eingefangen. Wir wissen beide, dass die Biofilter nichts getaugt haben.“

Lairis nickte. „Lieutenant van de Kamp hat seine Katzen wegen dieser Scheißdinger verloren. Sind beide an einem unbekanntem Virus gestorben, wenige Tage hintereinander.“

„Armer Marc“, meinte Jerad. „Hast du hier so was wie ein Anti-Viren-Breitband-Hypospray?“ Der gleichmütige Klang von Jerads Stimme irritierte Lairis. Er war dabei gewesen, hatte sogar das Grab für die Katzen ausgehoben ... Es lag erst fünf Monate zurück. Wahrscheinlich ängstigte ihn die augenblickliche Situation mehr, als er zugeben mochte.

„Klar, in jedem Med-Kit dürfte so ein Hypospray sein“, antwortete sie. „Ich habe sämtliche Tornister aus dem Shuttle in die Höhle geschleppt.“

„Die Höhle, vor der ich dich gefunden hab?“

Lairis zögerte. „Es gibt etwas, dass du wissen solltest ... über diese Höhle.“

„Ist sie etwa auch abgebrannt oder tropft nur ab und zu heißer Teer von den Stalaktiten?“

„Hör doch mal endlich auf, dich über mich lustig zu machen!“ entgegnete Lairis wütend. „Diese Höhle ist voller Schnecken ... riesige braune Nacktschnecken, etwa so dick wie dein Mittelfinger und doppelt so lang. Sehen aus wie Kackwürstchen mit Fühlern ... ekelhaft!“

„Hmm, es gibt eine Art Wegschnecken auf der Erde, die so ähnlich aussehen, wie das, was du beschreibst ... nur nicht so groß.“

„Wegschnecken? Reizend. Man sollte sie in Diätschnecken umbenennen. Schon beim bloßen

Gedanken an die Viecher vergeht mir nämlich jeder Appetit.“

Jerad lachte aus voller Kehle und Lairis konnte nicht anders, als in sein Gelächter einzustimmen. „Wir sollten wirklich zusehen, dass wir hier weg kommen. Wenn uns die Vorräte ausgehen, müssen wir die Dinger womöglich essen.“

„Na ja, Schnecken sind doch angeblich eine Delikatesse.“ Jerad grinste. „In einer leichten Weißweinsauce oder so ...“

„Ich könnte wirklich einen Schluck Weißwein vertragen“, sinnierte Lairis. „Oder, noch besser, was stärkeres.“

„Ach komm, ich kenn dich doch! Ein doppelter Saurianischer Brandy und du fällst ins Delirium.“

„Na und? Dann sehe ich vielleicht weiße Mäuse. Die sind mir alle mal lieber als Schnecken.“

„Denkst du wirklich, du hättest dir die Schnecken eingebildet?“

Lairis blickte auf und sah Jerad ins Gesicht. Es war unvermittelt ernst geworden. „Keine Ahnung“, erwiderte sie unsicher. „Das Meer ist auch wieder normal und ich kann mir keinen Reim darauf machen.“

Jerad überlegte eine Weile. „Ich habe auf der Akademie schon mal von fluiden Lebensformen gehört. Irgendwo im Beta-Quadranten soll es sogar einen denkenden Ozean geben. Und denk an die Gründer mit ihrer Großen Verbindung ...“

„Gründer. Das erklärt natürlich alles.“ Lairis streifte ihn mit einem skeptischen Blick zu. Aber dann schöpfte sie Hoffnung. „Du meinst, wenn das da draußen kein Meer ist, sondern eine fluide Lebensform, hab ich sie womöglich verletzt, als ich darin geschwommen bin. Die Hitze, dieses merkwürdige Teerzeug ... das alles könnte eine Art Verteidigungsmaßnahme gewesen sein.“

„Möglich wäre es“, meinte der Trill und seine Augen leuchteten. „Falls wir richtig liegen, sollten wir das Beste aus unserer beschissenen Situation machen.“

„Und was stellst du dir da vor?“ fragte Lairis mit einem Stirnrunzeln.

„Wir sollten diesen lebenden Tümpel – oder was immer das ist – erforschen, bis die Lakota uns rauf holt. So eine Gelegenheit ergibt sich vielleicht nie wieder. Schließlich ist das hier eine verbotene Zone und man wird uns kaum gestatten, ein Außenteam hin zu schicken.“

„Ich kann mir auch denken, warum!“

„Meine Güte, Ilana, du bist doch sonst nicht so obrigkeitshörig!“

„Und du bist kein passionierter Forscher, soviel ich weiß.“

„Was denkst du, weshalb ich zur Sternenflotte gegangen bin? Bestimmt nicht, um auf einer Relaisstation am Ende des Universums zu hocken und den Verkehr zu regeln!“

„Du bist als taktischer Offizier ausgebildet, genau wie ich.“

„Schreibtischstrategie, Schachspieler, Freizeit-Militärhistoriker.“ Jerad verzog die Mundwinkel. „Als ich mich für diese Laufbahn entschieden hab, dachte ich nicht, dass sich die Föderation jemals wieder auf einen großen Krieg vorbereiten muss. Stimmt, ich bin kein Wissenschaftler ... trotzdem schwebte mir ursprünglich was anderes vor. Brückenoffizier auf einem Schiff, das die unendlichen Weiten des Weltraums erforscht ...“

„So sehr unterscheiden wir uns: Ich bin damals taktischer Offizier geworden, weil ich meinte, dass die Föderation miserabel verteidigt ist“, gab Lairis süffisant zurück. „Tut mir Leid, dass ich dir nichts Besseres bieten konnte, als einen lahmen Excelsior-Schlitten auf den Weg zum Schrottplatz – und jetzt haben wir selbst das verloren.“

„Hey.“ Jerad legte seine Hände auf ihre Schultern. „Das war, das Beste, was mir überhaupt seit langer Zeit passiert ist.“ Sein Blick wurde weich, als er zögerlich fortfuhr: „Aber das lag nicht unbedingt am Schiff.“

Sie hatten die Höhle erreicht. Verlegen wand sich Lairis aus seiner Umarmung. „Ich verwette mein abgeoffenes Shuttle dafür, dass wir hier nicht eine einzige Nacktschnecke finden.“

„Hm.“ Jerad studierte die Anzeigen seiner Tricorders. „Lebenszeichen scheint es jedenfalls nicht zu geben ... auch nicht von niederen Tieren.“

Lairis sank gegen die Felswand und bedeckte für einen Moment ihr Gesicht mit den Händen. „Bitte eine Gummizelle mit schön viel Platz. Und Grünpflanzen sollten erlaubt sein.“

„Ich denke nicht, dass du verrückt bist, Ilana.“ Jerad nahm sie in die Arme. „Und falls doch, ist es sicher stressbedingt und die Ärzte können was dagegen tun.“

„Da kommen wir wieder zum springenden Punkt: Solange wir hier festsitzen, kann niemand irgendwas für uns tun.“

Pflichtbewusst versuchte Jerad noch einmal Kontakt zur Lakota herzustellen, erwartete jedoch gar nicht erst, dass es funktionierte. „Wir müssen einfach abwarten und immer wieder ...“

Aber Lairis schüttelte den Kopf. „Das bringt nichts, Jerad.“

„Hey, nicht so pessimistisch!“

„Als ich mir nicht sicher war, ob mein Notruf raus gegangen ist, hab ich zusätzlich ein automatisches Signal programmiert“, erklärte sie müde. „Es sendet permanent und müsste eigentlich auch durch den Sand kommen ... irgendwann muss doch mal eine Pause zwischen den verdammten elektromagnetischen Stürmen sein ... Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, dass die Lakota gar nichts empfangen hat! Vielleicht ist sie ja nie hier gewesen ... das bedeutet, du bist auch nicht hier. Irgendeine fremde Macht benutzt mich als Versuchskaninchen oder ...“

„Ilana!“ unterbrach er sie erschrocken. Er wollte sie umarmen aber sie schob ihn weg.

„Was ist Illusion? Was ist real? Du bist wahrscheinlich nicht real und ich vielleicht auch nicht“, konterte sie. Dabei klang ihre Stimme gleichzeitig scharf und resigniert.

Jerads Hand liebte ihr Gesicht und ihren Nacken, glitt vorwitzig unter den Kragen ihrer Uniform, wanderte tiefer. Dann trafen seine Lippen auf ihre.

„Na, wie real hat sich das angefühlt?“ fragte er, als sie sich nach einem langen, innigen Kuss voneinander lösten.

„Das beweist gar nichts“, stöhnte sie.

Doch ihre Hände wanderten über den Körper des Mannes wie eigenständige Wesen, seine Uniformjacke fiel zu Boden. Eher zufällig ertasteten ihre Finger den Reißverschluss des Rollkragensweaters, den er darunter trug. Er blickte sie forschend an und sie wartete auf seine schweigende Zustimmung, bevor sie ihn öffnete, während er seine Hände um ihre Hüften legte und zärtlich ihren Po massierte. Stoffschicht für Stoffschicht schälte genussvoll er von ihrem Körper und sie wand sich lustvoll unter seinen Händen.

„Nicht hier“, raunte sie ihm ins Ohr. „Lass uns nach draußen gehen.“

„Hmm, Sex in der Wüste ... Ganzkörper-Peeling“, schnurrte er.

Die Bajoranerin lachte flüchtig. Ohne auch nur eine Sekunde die Hände voneinander zu lassen, bewegten sie sich in Richtung Höhlenausgang, wobei Jerad ein Kleidungsstück nach dem anderen verlor, während Ilana provozierend langsam aus ihrem Höschen stieg.

„Schließ die Augen“, befahl sie.

Er gehorchte lächelnd. Ihre trockenen Lippen neckten seine Nasenspitze, sein Kinn, seine Kehle. Sie umschloss seine Brustwarzen mit dem Mund, knabberte vorsichtig daran ... dann bewegte sie sich tiefer. Ihre Hände, ihre Lippen, ihre Zunge berührten ihn auf eine Weise, die viel Wissen darüber verriet, wo der Körper eines Mannes am empfindsamsten war. Er tastete spielerisch nach ihr, bis seine Finger auf eine warme lebendige Oberfläche trafen.

„Hmm, was ist denn das Schöne?“

„Rate mal.“

Plötzlich öffnete er die Augen und stieß er einen Laut aus, der eine Kreuzung zwischen einem Schreien und einem Lachen war.

„Was ist los?“ fragte Lairis irritiert.

„Nichts für ungut – aber deine Haare kitzeln meine ... du weißt schon was.“

Sie richtete sich abrupt auf, aber er lachte weiter.

„Hilfe, ich muss gerade daran denken ... wenn uns die Lakota jetzt hoch beamt ...“

„Oh je!“ Sie fiel in sein Kichern ein. „Marc würde das Murphys Gesetz nennen.“

„Glaubst du an Murphys Gesetz?“

„Seit letzter Woche ... hunderstprozentig!“

„Na, dann lass uns weitermachen.“ Es zog sie so fest an sich, dass sich der Schweiß ihrer Körper vermischte. „Vielleicht retten sie uns, wenn wir gerade ...“

„Hoffentlich!“ erwiderte sie atemlos. „Meinetwegen jetzt. Ist mir egal.“

Ihre Angst und die Ungewissheit rumorten immer noch im Hintergrund, aber das Kribbeln unter ihrer Haut, der pulsierende Rhythmus ihres Blutes, der Geruch von Jerads Körper, der sie in diesem Moment an stark geräucherten Schinken erinnerte, löschten jeden Gedanken an die Zukunft aus und Lairis war dankbar dafür.

Seine Arme umschlangen ihre Taille, so wie ihre Beine seine Hüften. Es schien, als wären ihre Körper füreinander geschaffen, und der Rhythmus, mit dem sie sich gegenseitig zum Höhepunkt brachten, verriet eine fast widersprüchlich anmutende Einheit von kraftvoller Leidenschaft und sanfter Harmonie.

Eine unbestimmte Zeit lagen sie einfach nur schweigend und erschöpft im Sand, hielten sich dabei eng umschlungen und bekamen nicht einmal mit, dass die Dämmerung heraufzog.

Bis Jerad rief: „Hey, guck mal – eine Sternschnuppe!“

Lairis Blick wanderte zum Himmel. Tatsächlich raste ein glühender Punkt über den rotvioletten Abendhimmel und zog einen flammenden Schweif hinter sich her.

„Die Menschen glauben, dass man sich was wünschen kann, wenn man eine Sternschnuppe sieht“, verkündete Jerad munter.

„Ich weiß schon, was ich mir wünsche“, gab Ilana zurück. Aber ihre Stimme klang überhaupt nicht neckisch oder gar verträumt, sondern angespannt und scharf. Ihre halb zugekniffenen Augen waren auf die vermeintliche Sternschnuppe gerichtet, ihre Haltung erinnerte an einen Sprinter, der vor einem wichtigen Wettkampf auf das Startsignal wartete.

Der orangefarbene, leuchtende Punkt am Firmament war zu einem wahrhaftigen Feuerball angeschwollen. Jerad wischte sich mit der Hand über die Augen und blinzelte offensichtlich ein Sandkorn weg, doch Lairis schlüpfte bereits in ihre Uniform.

Wenige Sekunden später bebte der Boden.

Kapitel 6: Geisterschiff

Dr. Ron Tygins Taschenlampe malte staubige Lichtkegel in die Dunkelheit. Immer wieder erleuchtete sie grotesk verformte Metallteile. Sie wirkten wie Skulpturen, die der Phantasia eines besonders eigenwilligen Künstlers entsprungen waren. Meistens streifte der Lichtkegel jedoch nur verkohlte Wände oder Kabel, die aus der zerstörten Decke hingen.

Ein Dschungel voller Lianen.

Genauso sah es aus, unmittelbar hinter dem Lichtkegel, kurz bevor der Rest dieser Trümmerwüste von barmherzigem Schwarz übertüncht wurde.

Aber der Eindruck täuschte gewaltig, denn im Gegensatz zu einem Dschungel gab es hier nichts Lebendiges. Die Feuerwalze des Quantentorpedos hatte alles Leben vernichtet, einschließlich der Zimmerpflanzen, vielleicht sogar der Mikroben.

Und die Besatzungsmitglieder, falls sie zum Zeitpunkt der Detonation an Bord gewesen waren.

Tygins zweifelte allerdings immer heftiger daran. Er hatte dieses Deck von vorn bis hinten gescannt – doch die einzigen organischen Überreste, die er bisher entdeckt hatte, stammten von Lieutenant van de Kamps ungarischer Salami.

Der Lichtkegel wanderte weiter über ausgestorbene Korridore, geborstene Konsolen, verbrannte Relikte dieses einstmaligen stolzen Schiffes.

Die beiden obersten Decks waren nach dem Torpedoeinschlag vollkommen weggeschmolzen, auf den Decks drei und vier waren ebenfalls keine Überlebenden zu erwarten, denn die Explosion hatte riesige Löcher in die Decke gerissen, durch die sämtlicher Sauerstoff entwichen war.

Dr. Tygins und die übrigen sieben Mitglieder des Außenteams verteilten sich auf die Decks 5-20 der Untertassensektion und durchsuchten akribisch, was von der USS Casablanca noch übrig war. Aus Sicht von Dr. Tygins eine völlig sinnlose Aktion, die lediglich dazu diente, Benteens Gewissen zu beruhigen. Falls überhaupt jemand überlebt haben sollte, dann in der Antriebssektion, aber nicht in der Untertassensektion, überlegte Tygins.

Zwei Ebenen unter ihm lief Benteen mit ihrer Taschenlampe und ihrem Tricorder durch die Gänge. Vor wenigen Minuten hatte sie mit einem Anflug von Ungeduld und ihrer alten Arroganz verkündet, dass sie bereit drei Decks gescannt hätte, während Tygins noch nicht einmal mit dem ersten fertig war.

Tygins konnte nur die Achseln zucken und stoisch weiter scannen. Er wusste, dass er ohne seinen schweren Schutzanzug schneller voran käme. Jeder hatte ihm versichert, dass die Strahlung des Quantentorpedos spätestens eine halbe Stunde nach der Detonation nicht gefährlich wäre, aber der Doktor traute dem Frieden nicht. Schließlich waren die Auswirkungen von Quantentorpedo-Explosionen noch nicht ausreichend erforscht. Die Tatsache, dass Dr. Tygins den Verlauf und die Symptome sämtlicher bekannten Krankheiten, Verletzungen und Verseuchungen kannte, machte ihn von Zeit zu Zeit zum Hypochonder.

Der Lichtschein streifte eine Tür, deren rechtes Schott halb geschmolzen war. Tygins stemmte die intakte Türhälfte mit äußerster Kraftanstrengung beiseite. Dahinter erstreckte sich eine graue, surrealistische Alptraumlandschaft, überzogen von einer feinen Schicht Asche. Tygins fühlte sich unwillkürlich an die Bilder eines Malers von der Erde erinnert, der vor mehreren hundert Jahren gelebt hatte. Weiche Uhren, die von den Regalen tropften, Solide Stuhlbeine aus Metall, die sich in gekrümmte Tentakeln verwandelten ...

Noch mehr erinnerte in das Szenario an seinen Geschichtsunterricht in der High School. Hiroshima nach dem Atombombenangriff. Totes und Lebendiges verschmolzen. Menschen als Schatten in Stein gebrannt.

Jeden Moment erwartete Tygins über eine aufgedunsene violette Leiche zu stolpern, deren leere Augenhöhlen vorwurfsvoll auf ihn gerichtet waren. Weil er die Uniform derjenigen trug, die diese furchtbare Waffe entwickelt hatten.

Humanismus, Toleranz, Freiheit ... Waren diese Ideale so zerbrechlich? Genügte die Bedrohung durch eine feindliche Macht, um die Sternenflotte in einen Haufen rücksichtsloser Militaristen zu verwandeln? Sollte es dem Dominion letztendlich gelingen, alles zu zerstören, was die Föderation einzigartig machte? Lohnte es dann überhaupt noch, für sie zu kämpfen?

Tygins musste sich dringend setzen. Seine ketzerischen Gedanken bereiteten ihm Kopfschmerzen. Ihm wurde schwindlig und er ließ sich auf einem knotigen Schlackeklumpen nieder, der vielleicht mal ein Stuhl gewesen war. Vielleicht auch ein Couchtisch.

Etwas knirschte unter seinen Füßen. Er beugte sich vor und hob den Gegenstand auf. Seine Hände in den dicken Handschuhen fühlten sich steif und unbeholfen an. Feine Scherben rieselten mit einem klirrenden Geräusch zu Boden. Das einzige Geräusch in der Stille nach dem Inferno.

Tygins blinzelte. Die Sichtscheibe seines Helms war innen beschlagen, außen staubblind. Flüchtig wischte er mit dem Handschuh über das Kunststoffglas.

Nun konnte er endlich erkennen, was er in den Händen hielt: Ein Holobild in einem zerbrochenen Glasrahmen. Was unter den schweren Stiefeln des Doktors nicht zermalmt worden war, hatte sich in der Hitze verformt, so dass das ursprüngliche Design des Rahmens nicht mehr zu erkennen war. Dafür aber das Bild. Es zeigte zwei lächelnde, dunkelhäutige kleine Kinder: einen Jungen und ein Mädchen. Das Gesicht des Mädchens war halb verkoht.

Ron Tygins' Hände zitterten, das Bild drohte zu Boden zu fallen. Wie eine Raumzeit-Anomalie sog es den Doktor in die Vergangenheit, zurück zu seiner Familie, zurück zu seiner Heimatkolonie, zurück in die Entmilitarisierte Zone.

Heimat ... Für viele Kolonisten war Dreyla 7 keine Heimat mehr, seit der Planet unter cardassianischer Oberhoheit stand. Er verwandelte sich in ein cardassianisches Freiluftgefängnis und jeder, der ein bisschen Verstand und Überlebensinstinkt besaß, versuchte abzufliegen. Dr. Tygins' Eltern winkten aber jedes Mal ab. Sie seien zu alt, um noch einmal neu anzufangen, meinten sie. Egal, wie überzeugend ihr Sohn Ron und ihre Tochter Rebecca auf sie einredeten.

Was sollte denn Schlimmes passieren, entgegneten sie. Ihre cardassianischen Nachbarn seien doch ganz normale, nette Leute und die Regierung sei eh weit weg.

Aber ihre netten, cardassianischen Nachbarn zogen nach und nach fort. Oder verschwanden spurlos. Dafür kamen andere. Sie siedelten nicht in der Nähe der Menschen, kaum jemand bekam sie zu Gesicht. Jedenfalls nicht tagsüber.

Doch nachts zogen immer öfter vermummte Gestalten durch die Straßen und jeder Föderationsbürger war gut beraten, nach Einbruch der Dunkelheit im Haus zu bleiben. Sonst fand man ihn am nächsten Morgen mit einem Messer im Bauch am Straßenrand. Oder kopfüber von einem Baum hängend, mit durchschnittener Kehle. Frauen wurden vergewaltigt, Männer brutal verprügelt.

Eines Abends entdeckte der Bäcker des Dorfes ein paar graue Schemen mit Fackeln in der Dämmerung. Seine Stimme klang heiser, als er dem Doktor, der unschlüssig vor der vielfältigen Auslage der Frühstücksbrötchen stand, die gruselige Nachricht zuflüsterte.

Ron Tygins und seine Schwester Rebecca wussten, dass ihre Eltern Angst bekamen.

„Vielleicht überlegen sie es sich endlich anders“, meinte Rebecca hoffnungsvoll.

Ron zuckte die Achseln. „Ich glaube, sie denken immer noch, wenn sie sich unauffällig verhalten, lässt man sie in Ruhe.“

„So naiv kann man doch gar nicht sein!“ tobte sie los. „Die Cardis werden immer dreister – merkten sie das nicht? Wie lange wollen Mom und Dad sich das noch bieten lassen? Bis ihnen die Löffelköpfe das Dach überm Kopf abfackeln?“

„Ich verstehe dich“, erwiderte ihr Bruder betrübt. „Aber irgendwie verstehe ich auch Mom und Dad. Hier haben sie geheiratet, das Haus gebaut, uns beide bekommen, sind zusammen alt geworden ... Wenn sie meinen, sie wollen lieber sterben als ihre Heimat zu verlassen, können wir sie nicht mit Gewalt hier wegschleppen.“

„Meinst du?“ erwiderte Rebecca angriffslustig. Sie stemmte ihre Hände in die Hüften und ihre Augen glänzten wie polierter Obsidian. „Ich hätte kein Problem damit! Höchstens, dass mein Shuttle keinen eingebauten Transporter hat ... das könnte die Sache schwierig machen.“

„Sie sind freie Menschen Rebecca“, hielt er geduldig dagegen. „Und als solche treffen sie ihre Entscheidungen – ob die uns nun gefallen oder nicht.“

Seine Schwester atmete hörbar ein und aus und ließ die Arme sinken. Er erkannte, dass er ihr den Wind aus den Segeln genommen hatte. „Ron, ich habe einen neuen Job gefunden“, erklärte sie. „Als Landschaftsarchitektin für das Terraformingprojekt auf Lagros 3.“

„Das sind ja tolle Neuigkeiten! Ich gratuliere dir!“ Ron umarmte seine Schwester kurz. „Außerdem liegt Lagros 3 auf Föderationsgebiet.“

„Ich würde am liebsten morgen schon rüber machen“, gestand Rebecca. „Meine Kleine aus dem Bett holen, einen Koffer mit den wichtigsten Klamotten packen – und los geht’s!“

Ihr Bruder lächelte. „Deine Bibliothek wird nicht ins Shuttle passen.“

Rebecca grinste zurück und ihre Zähne leuchteten perlweiß im Kontrast zu ihrer kaffeebraunen Haut. Ihre Sammlung antiker Papierbücher umfasste mittlerweile über tausend Exemplare und so manch einer bezeichnete ihre Leidenschaft als spleenig. „Ich kann sie doch später mitnehmen ... so nach und nach. Genau wie die Möbel.“ Ihr Lächeln wurde noch breiter. „Obwohl die eh nicht mehr viel wert sind, seit der Hund von meinem Ex überall dran gekaut hat. Und nun bemalt Kayla jede freie Fläche mit ihren Fingerfarben.“

Dr. Tygins stieß ein kurzes, herzhaftes Lachen aus. „Was hält dich dann noch hier?“

Rebecca sah ihn scharf an. Ihr war mit einem Mal gar nicht mehr nach Lachen zumute. „Ich kann doch Mom und Dad nicht einfach im Stich lassen!“

„Ich passe auf sie auf“, versprach ihr Bruder.

„Und wie? Mit einem Babyfon, das über zehn Parsecs reicht?“ spottete Rebecca. „Dein Landurlaub ist in zwei Wochen vorbei und dann bist du wieder mit Warp 8 auf den Weg zum anderen Ende der Galaxis.“

„Unsere Eltern sind zwar alt, aber sie kommen gut allein zurecht.“ Er schmunzelte leicht. „Ein Babyfon brauchen wir bestimmt nicht.“

„Und die Cardassianer?“ fragte Rebecca mit schneidender Stimme.

„Versuch es mit einem Schutzschild-Generator und Raketenwerfern.“

„Ja, mach dich nur über mich lustig!“

„Ich meine das todernst.“

„Willst du damit andeuten, wir werden mit den Cardassianern nicht fertig?“

„Ihr werdet definitiv nicht mit ihnen fertig. Diese Dreckskerle schlagen alle paar Nächte jemanden tot und die Miliz erwischt sie nicht mal.“

„Ja, weil sie sich nachts auch nicht auf die Straße trauen, diese Feiglinge!“ Rebecca schnaubte abfällig.

„Übel nehmen kann man es ihnen nicht. Die besitzen doch bloß Gummiknüppel“, hielt Ron dagegen. „Das ist das gefährlichste, was das Dorf zu bieten hat – abgesehen von Mistgabeln und

Küchenmessern. Unsere Vorfahren meinten, Waffen seien vom Teufel. Na ja, irgendwie hatten sie damit Recht ... trotzdem könnte so ein bisschen Teufelszeug jetzt ganz nützlich sein.“

„Ist die Sternenflotte nicht dazu da, um uns zu beschützen?“ fragte Rebecca provozierend.

„Leider kann die Sternenflotte nicht überall sein.“

Rebecca stemmte erneut ihre Hände in die Hüften und funkelte ihren Bruder herausfordernd an. „Ach, wie reizend! Erst machen sie diesen Kuhhandel mit der Cardis und dann meinen sie, sie müssen sich nicht um uns kümmern! Dann sollen sie uns doch den Buckel runterrutschen! Es gibt hier auch noch Leute, die den Schwanz nicht einkneifen, denen wir nicht egal sind ...“

„Du meinst doch nicht etwa den Maquis?“ fragte ihr Bruder lauernd. „Das ist ein Haufen Terroristen und Outlaws!“

„Und was ist mit den Cardis, die das Büro der Bürgermeisterin in die Luft gejagt haben?“

„Wollen wir uns etwa auf deren Niveau herab begeben?“

„Wenn uns nichts anderes übrig bleibt ...“

„Dann sind wir irgendwann genauso wie die. Kein bisschen besser. Haben wir dann überhaupt noch das Recht, gegen sie zu kämpfen?“

„Ach, verschone mich doch mit diesem pseudo-philosophischen Schwachsinn! Was denkst du denn, was wir machen sollen?“

Dr. Tygins wich dem Blick seiner Schwester aus. „Verschwinden. Die Kolonie evakuieren.“

„Und alles den Cardis in den Rachen schmeißen, das wir uns über zweihundert Jahre aufgebaut haben?“

„Unsere Seelen sind wichtiger.“

„Wenn dieses Mistkäferpack ungestraft Menschen umbringen kann, leidet meine Seele erst recht!“

„Na gut, wenn das deine Einstellung ist, dann tu, was du nicht lassen kannst! Aber sei mir nicht böse, wenn ich da nicht mitmachen will. Ich bin Arzt geworden, um Leben zu retten – nicht zu vernichten! Und meine Erfahrung sagt mir auch, wann ich einen Patienten nicht mehr retten kann. Die Gemeinde von Dreyla 7 ist so Patient.“

„Wir sind von Cardis befallen – nicht von exotischen Viren, gegen die es kein Heilmittel gibt.“

„Was ist mit Heilmitteln, die schlimmere Nebenwirkungen haben, als die Krankheit?“ gab Ron zu bedenken. „Glaubst du, die cardassiansische Regierung guckt einfach zu, wenn der Maquis anfängt, Cardassianer zu killen? Bis jetzt haben wir es nur mit ihren inoffiziellen Schlägertrupps zu tun. Aber nach dem ersten Terroranschlag unsererseits gibt es Krieg. Die Cardis werden Militär schicken, Geheimpolizei ... Der Maquis wird sich rächen, durch immer brutalere Anschläge. Weil er den Cardis unterlegen ist, wird er hinterhältig und feige handeln, Zivilisten töten, blutige Zeichen setzen ...“

„Also willst du Frieden um jeden Preis?“ unterbrach ihn Rebecca. „Das wollte der Föderationsrat auch – und deshalb hat er unsere Kolonien dem Feind zum Fraß vorgeworfen.“

Es war immer wieder die gleiche Meinungsverschiedenheit zwischen Ron Tygins und seiner Schwester. Irgendwann hörten sie um der Harmonie willen einfach auf, zu diskutieren.

Als Dr. Tygins zwei Wochen später mit der Lakota aufbrach, schenkte ihm seine fünfjährige Nichte Kayla ein selbst gemaltes Bild: Ein dicker, grauer Kater, auf dessen Kopf eine winzige Maus saß. Kaylas Mund war mit Schokolade verschmiert, als sie ihrem Onkel das Werk voller Stolz überreichte. Es hing noch immer eingerahmt in Dr. Tygins Quartier.

An Rebeccas erstem Arbeitstag wachte ihr Bruder schweißgebadet auf. Er zitterte am ganzen Körper, hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Von undefinierbarer Angst angetrieben, stürzte er zur Comm-Anlage, wollte eigentlich die Krankenstation rufen ... doch die Frequenz, die er wählte, war die von Rebeccas mobilem Kommunikator.

Rebecca antwortete nicht.

Dr. Tygins versuchte mehrmals vergeblich, seine Schwester zu kontaktieren. Seine Eltern erreichte er ebenfalls nicht. Seine Vorahnung, dass etwas Schreckliches passiert war, verdichtete sich. Der Rest des Tages rauschte an ihm vorbei wie einer dieser substanzlosen Hologfilme, die er zehn Minuten nach dem Ende bereits zu vergessen begann. Patientenakten, zwei Routine-Untersuchungen, ein rigellianischer Schnupfenvirus, ein verstauchter Zeh ... nichts davon vermochte ihn von seinen düsteren Gedanken abzulenken.

Gegen 22.00 Uhr ließ er sich ins Bett fallen – wohl wissend, dass er wahrscheinlich nicht schlafen konnte. In diesem Augenblick piepte die Comm-Anlage.

Er sprang aus dem Bett und schaltete hastig den Bildkanal ein – obwohl er sich von dem fürchtete, was ihn am anderen Ende der Leitung erwartete.

„Rebecca!“ stieß er erleichtert hervor. „Ich hatte schon Angst ...“

Im selben Moment erkannte er, dass etwas nicht stimmte. Rebeccas Augen waren verquollen und gerötet, als ob sie lange geweint hätte. Ihr Gesicht zeigte Spuren von Dreck – oder Ruß?

„Hey, Kleine, was ist passiert?“ fragte Dr. Tygins angespannt.

Rebeccas Lippen bebten. Es dauerte lange, bis sie antwortete. Sie war gerade 1,55 Meter groß und außerdem acht Jahre jünger als ihr Bruder. Trotzdem protestierte sie jedes Mal, wenn er sie „Kleine“ nannte. Nur diesmal nicht. Diesmal schien ihr alles egal zu sein.

Ron wartete schweigend darauf, dass sie endlich etwas sagte. Seine Miene verriet kaum Gefühlsregungen, aber innerlich zerriss ihn die Spannung fast. Gleichzeitig war er sicher, dass er die Antwort nicht wissen wollte.

„Mein Kind ist tot! Mom und Dad ... alle tot, alle verbrannt ...“

Tränen strömten über Rebeccas Gesicht und Ron fühlte sich wie betäubt. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er konnte sie nicht einmal in den Arm nehmen, um sie zu trösten. Seine Arme waren keine zwölf Lichtjahre lang.

„Oh mein Gott ... wie ... wer ...“

„Die Cardassianer – wer sonst!“ unterbrach ihn Rebecca voller Zorn. „Eine verdammte cardassianische Bombe! Am helllichten Tag! Heute um 12.30 Uhr! Und niemand tut was dagegen! Vor allem nicht deine saubere Sternenflotte!“

Ron überhörte ihren Angriff auf die Sternenflotte einfach. Er hätte ihr in diesem Moment alles verziehen. Außerdem war er nicht fähig, Ärger zu empfinden. Der Schock saß in jeder Faser seines Körpers und hatte alle anderen Gefühle ausradiert. „Rebecca, es tut mir unendlich leid.“ Verdammt, warum klang das jedes Mal so platt, so hohl und abgedroschen! Warum fand er nie die richtigen Worte, wenn etwas Furchtbares geschah?

„Sie haben den Kindergarten dichtgemacht, wegen der Anschläge der Cardis auf öffentliche Einrichtungen. Ich musste Kayla bei Mom und Dad lassen ...“ Ihre Hände, zu Fäusten geballt, verkrampten sich. „Zur Hölle, warum hab ich sie nicht mitgenommen? Wäre ich doch nur bei ihr gewesen!“

Sie wurde erneut von einem Weinkampf geschüttelt und wieder war Ron unfähig, sie zu trösten. „Bitte mach dir jetzt keine Vorwürfe!“ riet er ihr eindringlich. „Es ist nicht deine Schuld! Hörst du? Du darfst dir auf keinen Fall die Schuld geben!“

Aber Rebecca schüttelte so heftig den Kopf, dass ihr die langen schwarzen Locken ins Gesicht peitschten. „Dad wurde gegen die Wand geschleudert. Sein Rückrat war gebrochen, sagten die Sanitäter. Mom fanden sie im Esszimmer, total verkohlt ... überall auf dem Fußboden lagen Scherben von dem Geschirr, das sie eben noch getragen hatte. Und meine arme kleine Kayla ...“ Sie rang minutenlang um ihre Fassung. „Das Bücherregal ist auf sie gestürzt, ihre kleine Hand ragte darunter hervor ...“ Der Rest des Satzes ging in einem Schluchzen unter.

Am Ende von Rebeccas Bericht glaubte Dr. Tygins, umkippen zu müssen. Das konnte doch nicht wahr sein! Hoffentlich war er eingeschlafen und träumte diesen ganzen Horror nur.

„Und ich soll mir keine Schuld geben?“ schluchzte Rebecca. „Wäre ich doch nur bei meiner Kleinen geblieben ...“

„Dann wärest du jetzt ebenfalls tot“, hielt Dr. Tygins ihr sachlich entgegen.

„Wäre vielleicht besser so“, stieß Rebecca hervor. „Wie soll ich denn jetzt weiter leben?“

„Ich weiß, es ist schwer, aber du hast immer noch mich“, erwiderte ihr Bruder sanft. „Mein Captain versteht sicher, dass ich jetzt Urlaub nehmen muss. Ich bin auf jeden Fall für dich da.“

Nachdem Rebecca das Gespräch beendet hatte, nahm Dr. Tygins das selbst gemalte Bild seiner Nichte in die Hand – ganz zaghaft, als fürchtete er, es aus Versehen zu zerbrechen.

Es war witzig, weil Kayla alle vier Pfoten in einer Reihe gemalt hatte.

Es war das Letzte, was ihm von seiner kleinen Nichte geblieben war.

Kayla mit den schwarzen Kulleraugen und dem ansteckenden Lachen.

Kayla, der gerade fünf Jahre auf dieser Welt vergönnt waren.

Mit diesen Gedanken brachen die unterdrückten Tränen aus ihm hervor.

Und jetzt ebenso. Genau wie an jenem schwarzen Tag vor siebzehn Monaten, als vom Haus seiner Eltern nichts als eine ausgebrannte Ruine übrig geblieben war.

Ebenso wie von diesem Mannschaftsquartier auf der USS Casablanca.

Nur dieses Mal war die Sternenflotte verantwortlich.

Das kleine, dunkelhäutige Mädchen auf dem Bild lächelte ihm immer noch entgegen. Verdammte, warum musste es Kayla so ähnlich sehen! Aber im Gegensatz zu Kayla war es höchstwahrscheinlich mit dem Leben davongekommen, weil es zum Zeitpunkt des Torpedoeinschlags nicht an Bord der Casablanca gewesen war. Das tröstete Doktor Tygins.

Dennoch schämte er sich, die Uniform der Sternenflotte zu tragen. Bereits zum dritten Mal.

Das erste Mal hatte er sich geschämt, als seine Familie umgekommen war. Er hatte der Föderation, die vor den Cardassianern klein beigegen und ihre Kolonien aufgegeben hatte, ebenso Schuld gegeben wie den Mördern seiner Eltern und seiner Nichte.

Eine Woche nach dem Anschlag war Rebecca fort gegangen, um sich dem Maquis anzuschließen. Um ein Haar hätte er das Gleiche getan, doch seine allgemeine Abscheu gegen Terrorismus hielt ihn zurück.

Er hoffte insgeheim, sich nie wieder für die Sternenflotte schämen zu müssen.

Als Layton versucht hatte, die Macht an sich zu reißen, war seine Hoffnung zum ersten Mal enttäuscht worden. Und nun zum zweiten Mal.

Einmal zu viel, beschloss Tygins für sich selbst.

Kapitel 7: Feuer am Himmel

Während sich Jerad noch den Sand aus den Augen blinzelte, erstarrte Lairis vor Schreck, als sie eine Wolke aus Qualm und Feuer hinter den Hügeln aufsteigen sah. Der Anblick erinnerte entfernt an einen Atompilz. Ihr erster Impuls war, Jerad zu packen und mit ihm Schutz in der Höhle zu suchen. Gleichgültig, ob er schon angezogen war oder nicht.

Aber eine perfide Neugier – oder der Wunsch, zu helfen – trieb sie vorwärts. Im Laufschrift eilte sie der Rauchsäule entgegen, die sich nun senkrecht in den Himmel erstreckte und dabei unmerklich zitterte, wie das Standbild eines alten Videorecorders.

Lairis erwartete, die Schreie von Verletzten zu hören, doch es war totenstill. Ein verrückter, erschreckender Gedanke kam ihr. Sie hatte zunächst angenommen, ein Schiff wäre abgestürzt. Doch vielleicht war es ein unbemannter Flugkörper. Ein Meteorit. Oder eine Rakete.

Zu viele Leute waren in diesem Sektor schon verschwunden. Eine andere Macht – eine militantere als die Föderation – konnte schnell auf die Idee kommen, die Gefahrenquelle ein für allemal aus dem Weltraum zu tilgen. Und mit ihr jeden, der zur falschen Zeit am falschen Ort war.

Sah so ihr Ende aus? Würde sie innerhalb weniger Stunden qualvoll dahinsiechen und ihre eigenen Zähne ausspucken? Allerdings hatte die Rauchwolke nur in den ersten Sekunden Ähnlichkeit mit einem Atompilz besessen und das minderte ihre Panik.

„Was zu Geier war das?“ fragte Jerad hinter ihr.

Lairis zuckte nur die Schultern.

„Oh Scheiße, da kommt ja noch mehr runter!“ rief der Trill alarmiert. „Los, wir müssen weg hier!“

Doch Lairis war unfähig, ihren Blick vom Horizont abzuwenden. Ein halbes Dutzend Sternschnuppen waren plötzlich am Himmel aufgetaucht.

Jerad packte ihre Hand, doch sie riss sich los. Sie wusste nicht, warum.

Während Jerad bereits in die entgegengesetzte Richtung rannte, wurde ihr Drang, den Ereignissen auf den Grund zu gehen, immer stärker. Falls das Ding am Horizont tatsächlich ein Atompilz gewesen war, hatte sie sowieso nicht mehr lange zu leben. Doch ein Teil von ihr glaubte das nicht. Was immer dort passiert war, hatte mit ihr zu tun und sie konnte nicht davor weglaufen. Woher diese Gewissheit plötzlich kam, war Lairis ein Rätsel. Aber sie musste ihrem Gefühl folgen.

Etwas landete wenige Meter vor ihr, sie keuchte leise auf und sprang zurück. Der Sand spritzte hoch, aber es gab kein Geräusch. Lairis wagte zuerst nicht, hinzusehen. Wahrscheinlich war es nur ein Gesteinsbrocken oder Trümmerteil, aber eine böse Vorahnung schnürte ihr die Kehle zu. Als sie in die Hocke ging, um sich das Objekt näher anzusehen, hätte sie sich beinahe übergeben. Vor ihr lag eine abgerissene Hand. Der Stumpf qualmte noch und stank penetrant nach verbranntem Fleisch. In der Dämmerung sah es auf den ersten Blick nach einer menschlichen Hand aus, doch bei näherem Hinsehen schimmerte die Haut blau. Lairis zwang sich in der Tat, näher hinzusehen, obwohl sich ihr Magen umzustülpen drohte.

Was würde wohl als nächstes von Himmel fallen? Ein Arm? Ein Bein? Ein Schädel?

„Ilana ...“ erklang plötzlich Jerads Stimme hinter ihr. „Das musst du dir ansehen.“

„Wenn es irgendein Leichenteil ist, verzichte ich gern darauf“, erwiderte sie halb erstickt, wandte sich dennoch um.

Jerad stand vor ihr, mit einem völlig verstörten Gesichtsausdruck, und hielt einen Kopf in der Hand. An den Fühlern, von denen ihr Erster Offizier einen gepackt hatte, erkannte Lairis, dass es ein Andorianer gewesen war. Oder eine Andorianerin. Das Gesicht war bis zur Unkenntlich-

keit verbrannt, dort wo sich die Lippen befinden sollten, zeigte sich das blanke Gebiss. Jedes grausige Detail brannte sich der Bajoranerin ins Gedächtnis. Auch die Gewebefetzen, die aus dem abgetrennten Hals hingen.

Noch mehr als der groteske Anblick des Schädels schockierte sie das Verhalten von Jerad. Sie hatte ihn als sensiblen, friedfertigen Mann kennengelernt – nicht als jemanden, der einen abgetrennten Kopf mit sich herumschleppte und seinem Captain wie ein interessantes Museumsstück präsentierte.

Hatte dieser Planet ihren Ersten Offizier auf subtile Weise verändert? Oder war Jerad in Wirklichkeit gar nicht hier? Lairis ging demonstrativ auf Abstand zu ihm.

„Ich weiß, das ist kein schöner Anblick, Ilana“, entschuldigte er sich.

„Dann fuchtel damit nicht länger vor meiner Nase herum!“ wies sie ihn zurecht. „Wir werden diesen Andorianer würdevoll begraben. Was immer mit ihm passiert ist – das ist das Mindeste, was wir für ihn tun können. Er hat es verdient.“

„Du hast Recht.“

„Übrigens hab ich die passende Hand zu seinem Kopf gefunden“, fügte sie trocken hinzu.

„Was?“ brachte Jerad erschrocken hervor und ließ den Schädel in den Sand fallen.

Lairis wollte gerade antworten, wurde aber von einem Geräusch in der Ferne unterbrochen. Ein Stöhnen. Vielmehr ein Röcheln.

Ohne ihren Ersten Offizier eines weiteren Blickes zu würdigen, lief sie in die Richtung, aus der der Laut gekommen war.

„Captain ...“

Lairis horchte auf. Hatte tatsächlich jemand „Captain“ gesagt?

„Captain Lairis?“

Kein Zweifel, jemand rief ihren Namen. Eine Frauenstimme, die schwach und heiser klang.

Eine schmale Gestalt stolperte ihr entgegen, zusammengekrümmt und leicht schwankend.

Lairis eilte ihr zu Hilfe, ohne nachzudenken. Der Wind peitschte ihr das lange blonde Haar der Unbekannten ins Gesicht. Dann blickte die Frau unter leisem Stöhnen auf und Lairis erkannte, dass es keine Fremde war, sondern ein Mitglied ihrer Crew.

„Fähnrich Wheeler?“ stieß sie hervor. Sie wollte immer noch nicht glauben, was sie sah. Alles kam ihr so unwirklich vor, wie ein Alptraum. Hoffentlich war es einer!

Die junge Frau versuchte zu antworten, aber als sie den Mund öffnete, kam ein Blutschwall heraus. Sie griff sich an die Kehle, als würde sie ersticken. Dann klammerte sie sich an Lairis fest, ihre bleichen Finger verkrallten sich in der Uniform des Captains. Ein riesiges, zerklüfteter Mond ging auf und tauchte die Szene in gespenstisches purpurrotes Licht.

Lairis bettete Fähnrich Wheeler behutsam in den Sand. Blut klebte an ihren Händen und der Kleidung. Ihr Geist war leer.

Als sich die letzte Wolke, die den Mond verdunkelte, verzog, entdeckte Lairis, dass in Wheelers Bauch ein riesiger Splitter steckte. Metall vielleicht, transparentes Aluminium ... oder Glas. Auf jeden Fall war es bedruckt.

Lairis wünschte, sie hätte ihrer Neugier nicht nachgegeben, denn sei erkannte eindeutig die Bedienelemente eines Thunderbird. Ihres Thunderbird.

Blut sickerte unaufhörlich aus der Wunde.

Die Med-Kits aus den Tornistern fielen Lairis ein – doch sie bezweifelte, dass ein Hautregenerator und ein Hypospray Wheeler noch helfen konnten. Trotzdem durfte sie nichts unversucht lassen. „Keine Angst, ich bin bei Ihnen, Fähnrich.“ Lairis strich der jungen Frau übers Haar, gleichzeitig kam ihr der schreckliche Verdacht, dass Wheeler ihre Umgebung nicht länger wahrnahm. Sie rührte sich nicht und starrte teilnahmslos in den Himmel.

Die Bajoranerin schluckte hart und berührte ihren Kommunikator: „Lairis an Jerad ...“

„Alles in Ordnung, Ilana? Du klingst so ...“

„Ich brauche einen Tornister mit der medizinischen Notfallausrüstung! Schnell!“ unterbrach sie ihn schroffer als beabsichtigt.

Aber ein Blick auf Wheeler sagte ihr, dass keine medizinische Notfallausrüstung die Frau mehr zu retten vermochte. In ihren Augen war kein Leben mehr und der Tricorder zeigte anstelle der Herz- und Hirnströme dünne flache Linien.

Lairis versuchte eine Herzmassage, die nicht von Erfolg gekrönt war. Eine einzelne Träne fiel auf das Gesicht des toten Fähnrichs.

Jerad kniete schweigend neben ihr. Das Hypospray, das er Wheeler verabreichte, zeigte ebenfalls keine Wirkung.

„Ich fürchte, es macht alles keinen Sinn, Ilana. Wir haben sie verloren“, stellte er traurig fest.

Die Bajoranerin schluchzte leise auf und drückte Fähnrich Wheelers Augen zu. Noch mehr Tränen liefen über ihre Wangen. Jerad nahm sie fest in die Arme. „Ich weiß, es ist furchtbar, aber du darfst dir keine Vorwürfe machen“, bat er sie eindringlich.

„Doch“, schniefte sie. „Sie sind gekommen, um mich zu retten ... genau wie du. Und nun sind sie tot. Pamela, Varla ... wer weiß, wer noch ...“

Jerad zuckte merklich zusammen. „Lieutenant Varla?“

„Was meinst du, wem der Kopf wohl gehört hat, den du eben noch spazieren getragen hast? Es gab keine weiteren Andorianer an Bord des Thunderbirds.“ Sie riss sich los und wischte energisch die Tränen aus ihrem Gesicht. „Dabei wollte ich mich nie an der Schulter eines Crewmitglieds ausheulen.“

Der Trill wirkte enttäuscht. „Ich dachte, ich wäre mehr für dich als nur ein Crewmitglied.“

„Lass uns die Absturzstelle suchen. Vielleicht gibt es Überlebende, die unsere Hilfe brauchen.“

„Das hoffe ich“, erwiderte Jerad.

Hand in Hand liefen sie der Säule aus Rauch und Feuer entgegen. Es kam Lairis so vor, als hätte sie ihre Form kein bisschen verändert. Irgendwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu!



Es war ihr Thunderbird – eindeutig! Lairis fühlte sich, als zerquetschte eine riesige, kalte Hand gerade ihren Magen. Eine Explosion hatte das Heck weggerissen. Die Trümmer des Impulstriebwerks spuckten Flammen und Rauch in den Nachthimmel. Jerad neben ihr starrte entsetzt auf die verbeulten Überreste des Shuttles, dessen Cockpit wie eine Ziehharmonika zusammengequetscht worden war. Wer immer versucht hatte, den Thunderbird sicher zu landen, hatte vermutlich mit dem Leben dafür bezahlt.

Ein Stöhnen aus dem Inneren des Wracks riss Jerad und Lairis aus ihrer Beklemmung. Durch die offene Wunde im hinteren Teil gelangten sie direkt in den schmalen Gang, der die Kajüten voneinander trennte. Der Mond erleuchtete den ausgebrannten Korridor nur spärlich und sie hatten nicht daran gedacht, Taschenlampen mitzunehmen. Leitungen und Kabel, die aus ihren Halterungen gerissen waren, verbargen das Leck wie ein zerschlossener Vorhang.

Jemand wimmerte leise. Lairis blickte auf ihren Tricorder. Zu ihrer Erleichterung zeigte er immerhin drei Lebenszeichen an. Zwei Menschen und ein Axanati.

Jerad klammerte sich immer noch an ihre Hand, die nicht den Tricorder hielt.

In der Dunkelheit stieß sie mit dem Fuß gegen einen Körper, der auf dem Boden lag. Ein Mann in Sternenflottenuniform, der sich offensichtlich vor Schmerzen krümmte. Jerad zückte sein Med-Kit, während Lairis versuchte, aus den Biowerten schlau zu werden.

Vielleicht kamen sie wenigstens diesmal nicht zu spät.

„Er hat Plasmaverbrennungen dritten Grades“, erklärte die Bajoranerin. „Mit unserem Erste-Hilfe-Wissen von der Akademie kommen wir da nicht weit.“

„Hab ich mir schon gedacht. Trotzdem schön, dass Sie hier sind. Sie kommen leider zu spät zum Feuerwerk“, brachte der verletzte Mann unter großen Schmerzen hervor.

Jerad hatte ihm ein Hypospray verabreicht, aber es schien nicht viel zu helfen. „Du musst wohl die Dosis erhöhen“, riet ihm Lairis.

Sie hatte die Stimme erkannt und spürte dabei einen dicken Kloß in ihrer Kehle. Lieutenant Marc van de Kamp. Trotz seiner schweren Verletzungen hatte er seinen Humor nicht verloren. Er war schon immer leicht aufsässig und eigensinnig gewesen. Das lag wohl daran, dass er nur wenigen höherrangigen Offizieren begegnet war, deren Intelligenzquotient es mit seinem aufnehmen konnte. Er war zur Sternenflotte gegangen, um das Andenken seines Vaters zu ehren, doch seine gelegentliche Missachtung der hierarchischen Kommandostruktur erforderte einen sehr toleranten Captain.

Das war Lairis für ihn gewesen und er hatte ihr bei zahlreichen Gelegenheiten gezeigt, wie sehr er sie respektierte. Sie war nur deshalb nicht sicher vor seinen flapsigen Bemerkungen, weil dies buchstäblich niemand war.

„Der Axanati scheint unverletzt zu sein“, stellte Jerad mit Blick auf seine Tricorderwerte fest. „Den Menschen müssen wir schleunigst versorgen. Er ist im Cockpit eingeklemmt.“

„Jeremy“, krächzte Marc.

„Jerad, du kümmerst dich um Prescott“, ordnete Lairis an. Dabei klang ihre Stimme gepresst und rau. „Wenn du es nicht schaffst, ihn aus den Trümmern zu befreien, helfe ich dir. Erst mal versuche ich, Marc hier rauszuschaffen. Dann sehen wir nach Vixpan.“

Jerad nickte und tastete sich zum Cockpit vor.

„Können Sie laufen?“ fragte Lairis ihren Ingenieur.

„Wenn's unbedingt sein muss“, keuchte dieser.

„Okay, sagen Sie mir Bescheid, sobald die Schmerzen nachgelassen haben.“

„Hat schon nachgelassen, tut aber immer noch ziemlich weh.“

Lairis nickte mitfühlend. „Ich schau gleich mal nach, ob wir noch was Stärkeres haben. Aber erst mal muss ich Sie hier raus schaffen. Ich kann Ihnen nicht helfen, wenn ich nichts sehe.“ Mit diesem Worten nahm sie behutsam seinen Arm und legte ihn sich über die Schultern.

Marc heulte auf wie ein verwundetes Tier und Lairis zuckte vor Schreck zusammen.

„Oh Mann, Scheiße, das war mein verbrannter Arm!“ stieß er zwischen zusammen gepressten Zähnen hervor.

„Entschuldigung“, erwiderte sie kleinlaut.

„Ein Glück, dass Sie Captain sind und nicht Krankenschwester!“

Lairis gab nichts auf seinen Kommentar. Sie hielt seine Taille umschlungen, sein unverletzter Arm lag auf ihrer Schulter und gemeinsam schlepten sie sich hinaus.

Sie musste sich überwinden, um ihn anzusehen, denn das heiße Plasma hatte sämtliche Haare und die Hälfte seines Gesichts weggebrannt. Die Finger, die ihr Handgelenk umklammerten, waren blutig und an den Knöcheln bohrte sich der Knochen durch die Haut.

„Ilana!“ rief Jerad in diesem Augenblick und sie ahnte nichts Gutes. „Ich kriege Prescott nicht frei, ich komme nicht mal an ihn ran.“

Lairis seufzte und reichte Lieutenant van de Kamp das Hypospray mit dem Schmerzmittel. „Tut mir Leid, Marc, ich muss Sie jetzt kurz allein lassen. Spritzen Sie sich noch eine Einheit, wenn es nötig ist, und rühren Sie sich vor allem nicht vom Fleck!“ Ein völlig überflüssiger Befehl, denn für Marc schien jede Bewegung die reine Qual zu sein.

Jerad kam gerade mit staubverschmiertem Gesicht, verschwitztem Haar und stumpfem Blick aus dem Shuttle. „Prescott’s Lebenszeichen sind sehr schwach. Wenn wir ihn da nicht ganz schnell rausholen, schafft er es nicht.“

Lairis murmelte einen Fluch und ließ den Kopf hängen. „Können wir die Phaser so einstellen, dass wir ihn damit rausschneiden können?“

„Sicher. Aber man braucht schon die Präzision eines Bildhauers für diese Fummelei. Wenn wir abrutschen oder den Strahl zu stark einstellen, grillen wir Prescott!“

„Das ist mir klar“, gab die Bajoranerin ungeduldig zurück. „Sieht du eine andere Möglichkeit?“

Jerad schüttelte den Kopf.

„Pellen wir ihn also aus dem Schrott.“

Lairis und Jerad verstellten die Regler an ihren Waffen und schossen immer mal wieder versuchsweise auf ein losgelöstes Stück Außenverkleidung, bis Jerad die richtige Feineinstellung gefunden hatte, um Metall zu scheiden, ohne es flächendeckend aufzuheizen.

„Verdammt, meine Hände zittern“, murmelte Lairis.

„Dann mach ich das und du lokalisierst mit dem Tricorder Prescotts genauen Standort.“

Lairis nickte, aber sie fühlte sich degradiert. Sie war nicht fähig, Prescott zu retten, sondern konnte nur ihrem Ersten Offizier dabei assistieren.

Dieser richtete mit hoch konzentriertem Gesichtsausdruck seinen Phaser auf das Shuttlewrack. Ein feiner, orangegelber Strahl fraß sich zielstrebig durch die Außenhülle. Der Anblick stachelte den Ehrgeiz des Captains zusätzlich an. Sie ballte ihre rechte Hand immer wieder zur Faust, entspannte sich dabei mithilfe einer alten bajoranischen Meditationstechnik – und es half. Als das Zittern aufhörte, schnappte sie ihren Phaser und schnitt das Wrack von der anderen Seite auf. Jerad warf ihr einen irritierten Blick zu, sagte aber nichts.

Die Platte hing jetzt nur noch an einem dünnen Faden aus Metall und Lairis sprühte Kühlflüssigkeit auf die glühenden Ränder, so dass man sie nach wenigen Minuten mit bloßen Händen anfassen konnte. „Auf drei“, ordnete sie an und griff den unteren Rand der Platte.

Jerad kam ihr zu Hilfe. „Eins, zwei ... drei!“ Mit vereinten Kräften wuchteten sie das massive Stück Außenhaut beiseite.

Zuerst sah Lairis ein menschliches Bein, was unter den Pilotensitz hervor ragte. Dann entdeckte sie eine Blutlache, die sich in Zeitlupengeschwindigkeit ausbreitete. Als nächstes gab der Tricorder ein leises Warnsignal von sich.

Prescotts Lebenszeichen waren soeben erloschen.

Jerad fluchte erstickt und trat nach der halb zerquetschten Steuerkonsole.

Lairis fiel auf die Knie, achtete nicht auf das Blut, das ihre Hose durchnässte, und schrie ihre Verzweiflung laut hinaus.



„Hey, bitte heulen Sie nicht, während Sie mein Gesicht wiederherstellen“, witzelte Lieutenant van de Kamp. Es war ein zu durchschaubarer Versuch, die gedrückte Stimmung wenigstens für einen Moment zu heben.

Lairis bewegte den Hautregenerator über Marcs Brandwunden – wohl wissend, dass sie genauso gut mit einem Tuschepinsel einen Ballsaal hätte malern können. Seine Gesichtshaut hatte sich zwar beinahe vollständig regeneriert, doch es blieben noch die Verbrennungen an seinem Arm, seiner Brust und der Leistengegend.

Zu allem Überfluss hatte er nach Prescott gefragt und ihre Augen waren feucht geworden.

Und Jerad war verschwunden, nachdem sie gemeinsam den verletzten Ingenieur in die Höhle geschafft hatten. Er sagte, er wolle nach Vixpan sehen, und seiner letzten Nachricht zufolge saß der junge Axanati nackt und mit leerem Blick auf dem Boden seiner Kajüte, die Arme um die Knie geschlungen, und stand offensichtlich unter Schock. Aber nun reagierte Jerad genauso wenig auf ihr Kommunikatorsignal, wie es Vixpan tat, und sie machte sich ernsthaft Sorgen. Als wäre der Tod ihrer Crewmitglieder und Lieutenant van de Kamps Zustand nicht schlimm genug!

„Also, was ist mit Jeremy?“ bohrte Marc nach.

Verdammt, merkte er nicht, dass sie auf diese Frage nicht antworten wollte?

„Er ist tot, nicht wahr?“ unterbrach er ihr Schweigen.

„Es tut mir Leid“, brachte sie mühsam hervor. „Es tut mir wirklich Leid.“

„Das glaube ich Ihnen“, erwiderte er traurig, nachdem er eine quälend lange Zeit gar nichts gesagt hatte. „Ich hatte es längst befürchtet.“ Sein Gesichtsausdruck ließ sich nicht deuten. Vielleicht war es für ihn noch zu schmerzhaft, seine Gesichtsmuskeln zu bewegen. Aber seine Augen, desinteressiert auf einen Stalaktiten an der Decke gerichtet, sahen für einen Moment so glasig und leblos aus wie die eines Toten.

Als wäre er selbst zusammen mit seinem Freund gestorben.

Das war zu viel für Captain Lairis. Resigniert ließ sie ihren Kopf in die Hände sinken.

Marc richtete sich auf, ungelenk, mit schmerzverzerrtem Gesicht, und legte seine unverletzte Hand auf ihre. „Sie haben getan, was Sie konnten, Captain. Wie gesagt, ich hatte eh nicht mehr die Hoffnung, dass Jeremy noch lebt.“ Er sprach langsam und undeutlich, so dass Lairis Schwierigkeiten hatte, ihn zu verstehen.

„Sie mögen sich mit seinem Tod abgefunden haben – aber ich war nicht darauf gefasst“, erwiderte sie heiser. „Sollte ich vielleicht sein. Es ist nicht das erste Mal, dass ich Leute unter meinem Kommando verloren habe. Aber ich werde mich nie daran gewöhnen.“

„Erstens haben Sie diesmal niemandem unter Ihrem Kommando verloren“, widersprach Lieutenant van de Kamp. „Wir sind auf eigene Faust losgezogen, um Sie zu suchen, und wussten, dass wir in verbotenes Gebiet fliegen. Zweitens: Wenn Ihnen der Tod Ihrer Leute nichts mehr ausmacht, sind Sie zwar ein guter Militärstratege, aber kein guter Captain.“

Lairis lächelte dankbar und arbeitete mit dem Hautregenerator weiter an Marcs Gesicht. „Wollen Sie mir erzählen, wie es zu diesem Desaster gekommen ist? Oder fällt Ihnen das noch zu schwer? Wir können damit auch warten, bis es Ihnen besser geht. Aber ich muss es wissen.“

„Kein Problem“, nuschelte Marc. Die Tränen, die plötzlich in seine Augen traten, sagten etwas anderes. „Es waren diese Interferenzen, denke ich ... Die Instrumente fingen plötzlich an, zu spinnen. Die Plasmaverteiler wohl auch. Es gab einen Stau in einem der Hauptverteilungsknoten, das ganze Heck flog in die Luft ... Lieutenant Varla wurde buchstäblich zerfetzt von der Explosion. Ich sah zu, wie ihre Überreste hinaus gesaugt wurden ... war so geschockt von dem Anblick, dass ich ... als die Plasmawolke auf mich zu kam, war ich wie gelähmt. Dann rannte ich, aber es war zu spät. Ich weiß nicht mehr, was dann kam. Nur, dass es höllisch weh tat. Das Schiff wurde durchgerüttelt, ich konnte mich nicht mehr halten. Ich wünschte, mein Kopf würde auf den Boden knallen, mein Hals würde brechen, damit es endlich vorbei ist. Aber ich war werde ohnmächtig noch tot.“

Lairis zerriss es innerlich bei seiner Schilderung. Dennoch ermutigte sie ihn mit einer stummen Geste, weiterzusprechen.

„Prescott versuchte, das Schiff sicher runter zu bringen“, fuhr Marc fort. „Aber offensichtlich ging gar nichts mehr. Ich hörte ihn immer wieder fluchen, aber ich konnte ihm nicht helfen. Ich konnte mich ja kaum rühren ...“ Seine Stimme versagte für einen Moment. „Als das Schiff zu Boden gekracht ist, dachte ich, jetzt ist es aus. Komisch, ich fühlte gar nichts dabei. Aber dann

hörte ich Prescott schreien. Das werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Ich glaube, ich habe noch nie einen Menschen so schreien hören. Doch viel schlimmer war es, als es aufhörte. Im gleichen Augenblick schrie eine Frau ...“

„Fähnrich Wheeler“, ergänzte Lairis matt.

„Fähnrich Wheeler.“

„Wussten Sie, dass sie zusammen mit Julianna die Torte für Ihren dreißigsten Geburtstag gebacken hat?“

„Ja, aus dieser bolianischen Teigmischung, die Sie beim Jule Club auf der letzten Weihnachtsfeier erstanden haben. Sie hatten sich ja lautstark beschwert, weil Sie nicht backen können.“

Lairis zuckte die Achseln. „Niemand kann alles.“

„Ja, die Pam war eine gute Seele. Ich hatte sie schon fast so gern wie meine Katzen.“

Der Captain lächelte halbherzig. Ihre Augen blieben davon unberührt.

„Ich sehe schon, Sie lachen heute nicht über meine Witze“, stellte Marc fest.

„Es macht mich fertig, dass ich nicht weiß, was mit Jerad und Vixpan ist“, gestand sie.

„Dann sollten Sie der Sache auf den Grund gehen“, schlug er vor. „Ich halte es nicht aus, wenn wir die beiden auch noch verlieren.“

„Ich auch nicht“, erwiderte sie leise. „Aber ich kann Sie trotzdem nicht allein lassen.“

Der Lieutenant winkte ab. „Dann beeilen Sie sich. Ich kann es kaum erwarten, dass Sie mir endlich die Haut abziehen.“

Die Bajoranerin lächelte, aber in Wahrheit verknotete sich ihr Magen, als Sie daran dachte, dass sie zuerst die verbrannten Hautschichten abtragen musste, bevor sie mit dem Gewebegenerator zu Werke schreiten konnte. Marc ging es sicher nicht anders.

„Sind Sie sicher, dass Sie allein zurechtkommen?“ vergewisserte sie sich.

„Warum nicht. Aber geben Sie mir vorher noch ein paar Schmerzmittel, okay.“

Lairis nickte und holte das Hypospray aus dem Tornister. Seine Verletzungen behandelte sie provisorisch mit einer Brandsalbe.

Bevor sie sich erhob, griff er mit seiner unverletzten Hand nach ihrem Arm. „Da ist noch etwas, das Sie wissen sollten, über Fähnrich Vixpan ... Seine Brunft hat gerade angefangen als wir losgeflogen sind.“

Lairis stöhnte. „Mist, verdammt! Das hat uns gerade noch gefehlt!“

„Haben Sie sich nie gefragt, warum er nackt war, als Jerad ihn aufgegabelt hat?“

„Ich hatte nun wirklich andere Sorgen!“

„Ich wollte Sie nur warnen, damit Sie sich nicht wundern, wenn er Sie auf einmal von hinten bespringt oder so.“

„Danke für die Warnung“, entgegnete sie abwesend. Als sie die Höhle verließ, fühlte sie sich wie betäubt. In ihrem Magen lag ein kalter, schwerer Stein. Ihr war nicht einmal mehr zum Heulen zumute, so als hätte sich in ihrem Geist ein Schott geschlossen und die Trauer, die Verzweiflung ausgesperrt. Ebenso wie alle anderen Emotionen.

Kapitel 8: Der finale Tod

Es kam Lairis vor, als irrte sie stundenlang durch die Nacht, ohne auf ein Lebenszeichen von Vixpan oder Jerad zu stoßen. Die Tricorderanzeige wurde immer wieder gestört und ihre Finger, die das Gerät hielten, waren taub und steif vor Kälte. Verfluchte Interferenzen! Dabei sah es überhaupt nicht nach einem elektromagnetischen Sturm aus. Im Gegenteil, es war geradezu windstill. Hinter den Hügelketten zog bereits Morgenröte auf.

Entmutigt kehrte sie zum Thunderbird zurück. Sie hatte dieses Shuttle, das Captain Devereaux ihr hinterlassen hatte, nie besonders gemocht. Trotzdem quälte sie der Anblick des Wracks. Im Cockpit lag immer noch der zermalmte Körper von Lieutenant Commander Prescott und am Teppich klebten Lieutenant van de Kamps Hautfetzen. Dennoch überwand sich Lairis und betrat noch einmal das Innere des Thunderbird. Vielleicht konnte sie hier einen Hinweis auf den Verbleib ihrer Männer finden, denn ihr Tricorder zeigte immer noch nichts Brauchbares an.

Etwas war anders, bemerkte Lairis, als sich ihre Augen an die Finsternis gewöhnt hatten. Sie schaltete ihre Taschenlampe ein, dennoch konnte sie nicht gleich bestimmen, was genau sich verändert hatte. War es das flackernde Licht, das durch einen Spalt in der Wand fiel? Lairis hatte es beim letzten Mal nicht bemerkt, aber vielleicht war sie einfach durch ihre Sorge um Marc und Prescott abgelenkt gewesen.

Sie heftete den Tricorder wieder an ihren Gürtel, zog sicherheitshalber ihren Phaser und folgte der Quelle des Lichts. Es kam von einer flackernden Leuchtstoffröhre in einem der Mannschaftsquartiere. Die Tür zu der Kajüte stand halb offen, war offensichtlich gewaltsam aufgestemmt worden. Von Jerad oder Vixpan?

Lairis wunderte sich, dass das Licht noch funktionierte, obwohl der Hauptenergieverteilungsknoten des Schiffes in die Luft geflogen war. Speiste es sich aus einer Batterie?

Aber derartige Überlegungen verloren schlagartig ihre Wichtigkeit, als Lairis die Umrisse eines Mannes erkannte, der zusammengesunken auf der unteren Kojen saß. Er hatte sein Gesicht in den Händen verborgen, das kalte, weiße Licht erhellte flüchtig eine Reihe von Trillflecken.

„Jerad!“ rief sie halb erleichtert, halb fassungslos, und ließ ihren Phaser sinken.

Er reagierte in keiner Weise auf sie.

Lairis näherte sich ihm mit einem flauen Gefühl in der Magengrube und berührte ihn vorsichtig am Arm. „Was ist passiert?“

Auch diesmal würdigte er sie keines Blickes, zuckte nur leicht unter ihrer Berührung.

Er war offenkundig niedergeschlagen, verstört, lethargisch ... nur wieso? Die einzige Erklärung, die ihr in den Sinn kam, schnürte ihr Herz zusammen. „Sag nicht, dass wir Vixpan auch verloren haben“, brach es aus ihr heraus.

Er ließ endlich seine Hände sinken und zuckte die Schultern. „Vixpan? Keine Ahnung, wo der steckt. Auf Brautschau, nehme ich an.“

Lairis' Sorge schlug um in Wut. Jerad benahm sich seit seiner Ankunft reichlich seltsam. Wie konnte ihm das Schicksal eines Crewkameraden, eines Freundes nur so gleichgültig sein?

„Soll das etwa heißen ...“

„Hör zu, er ist einfach abgehauen und ich konnte ihn nicht mehr halten“, unterbrach er sich ungehalten und blickte erstmalig auf. Seine Augen waren blutunterlaufen und verquollen. „Fang du mal einen Axanati, der auf allen Vieren losgaloppiert! Noch dazu, wenn er mit seinen Hufen nach hinten auskeilt, weil er denkt, du willst ihm die Weibchen wegschnappen.“

„Das interessiert mich einen Dreck!“ fuhr Lairis ihn an. „Du bist sein vorgesetzter Offizier und es ist deine verdammte Pflicht, ihn zu beschützen! Ich fasse es nicht, dass du nicht mal ver-

suchst, ihn aufzuspüren, sondern in der Ecke sitzt und heulst wie ein Baby! Ich habe die ganze Nacht damit verbracht, euch zu suchen, und du ...“

„Ach, erzählt mir doch nicht so einen Murks von Pflicht und Ehre und wie man Schaden von seiner Crew abwendet!“ schrie er sie an und krepelte seinen Ärmel hoch.

Mit einem Ausdruck ungläubigen Entsetzens starrte sie auf seinen nackten Unterarm, der von geschwollenen, blutigen Rissen überzogen war.

„Bei den Propheten ... verdammte Scheiße!“ Austausch von Blut, Austausch von Körperflüssigkeiten. So wurde der Quickenig-Virus übertragen, den sie in sich getragen hatte und wohl immer noch in sich trug. Sonst hätte sie Jerad nicht anstecken können.

„Deine Propheten helfen mir bestimmt nicht“, gab der Trill voller Sarkasmus zurück. „Ich hoffe, du hattest deinen Spaß letzte Nacht! Aber sag mir nicht, dass es das wert war!“

Sie antwortete nicht, schluchzte nur leise auf. Was ihm bevorstand, wusste sie leider nur zu gut. Das sie ihm nicht helfen konnte, war noch nicht einmal das Schlimmste. Das Schlimmste war die Tatsache, dass sie dafür verantwortlich war.

„Nun, sag, wie lange habe ich noch?“ Seine Stimme schwankte zwischen Todesangst und Resignation. „Ein paar Tage, eine Woche?“

„Vielleicht auch nur Stunden“, erwiderte sie tonlos.

„Fein. Je schneller es vorbei ist, desto besser.“

Lairis hatte diese neue Hiobsbotschaft noch immer nicht ganz realisiert – geschweige denn, verarbeitet. „Trotzdem können wir Marc und Vixpan nicht im Stich lassen. Der eine ist schwer verletzt und der andere tickt gerade nicht ganz sauber! Hier gehen Dinge vor sich ...“

„So wie brennende Meere und Schnecken, die aus dem Nichts auftauchen?“ spottete er. „So ein Schwachsinn, das hast du dir doch alles eingebildet. Aber ich sag dir, was real ist: nämlich, dass ich bald elendig verrecken werde!“

„Und ich dein Schicksal teile“, ergänzte Lairis mit dumpfer Stimme.

„Ja, prima, bemitleide dich selbst! Das hilft uns unheimlich weiter!“ brüllte er unartikulierte los. „Deinetwegen sitzen wir auf dem Planetoiden des Grauens fest, ohne Rückfahrkarte! Wir haben keine Chance, hier wegzukommen, keinen Kontakt zur Außenwelt ... Deinetwegen sind unsere Freunde tot: Prescott, Pamela, Varla ... Marc vielleicht auch bald ... Aber du musstest ja die Heldin spielen, hast dir eingebildet, du könntest die Föderation retten ... und dann hattest du nicht mal den Mumm, mit deinem Schiff unterzugehen, wie es sich für einen Captain gehört! Verdammt, wir sind hier gelandet, um dich zu retten – und nun haben wir den Salat!“

„Es tut mir Leid“, brachte sie mühsam hervor. Sie besaß weder die Kraft, sich zu rechtfertigen, noch sah sie einen Sinn darin.

In diesem Augenblick verließ Jerad sie. Lange, bevor sein Körper starb. Seine Augen waren einfach gebrochen, stumpf und teilnahmslos geworden.

„Hau endlich ab und lass mich in Ruhe!“

„Wie du willst“, erwiderte sie steif und unterdrückte ein weiteres Schluchzen.

Ihre Füße fanden wie von selbst zur Höhle zurück, wo Lieutenant van de Kamp sich allein mit seinen Verbrennungen quälte. Sie durfte nicht zulassen, dass er als nächster sein Leben verlor!

„Marc?“ rief sie in den schwarzen Schlund der Höhle. „Lieutenant, ich bin zurück.“ Sie versuchte, ihre Stimme fest und zuversichtlich klingen zu lassen, aber es gelang ihr nicht. Lieutenant van de Kamp würde sofort merken, dass etwas Schlimmes vorgefallen war.

Lairis atmete mehrmals tief durch und betrat die Höhle. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich dieser unangenehmen Situation zu stellen. Dabei hasste sie es, schlechte Nachrichten zu überbringen. Vor allem fürchtete sie, dass Marc mit seinen schweren Verletzungen einen weite-

ren Schock dieser Art nicht überstehen würde. Sie hatte ja selbst kaum noch die Kraft, das alles zu ertragen.

„Marc?“ rief sie erneut. „Lieutenant van de Kamp?“

Als er nicht antwortete, ahnte sie Schreckliches. Sie redete sich ein, dass er einfach nur in einen schweren Erschöpfungsschlaf gefallen war. Doch ihr Herz hämmerte weiter.

Sie aktivierte die Taschenlampe an ihrem Handgelenk und machte sich darauf gefasst, dass sich Lieutenant van de Kamps Zustand in den letzten Stunden rapide verschlechtert hatte ... das er womöglich seinen Verbrennungen erlegen war.

Aber auf den Anblick, der sich ihr bot, war sie in keiner Weise vorbereitet.

Lieutenant van de Kamp lag reglos auf dem Boden, alle Gliedmaßen von sich gestreckt. Obwohl Lairis sein Gesicht wiederhergestellt hatte, war es nicht mehr erkennbar. Genauer gesagt: es war nicht mehr vorhanden. Ein Paar glasiger, blauer Augen starrte ihr aus einem nackten Schädel entgegen.

Lairis würgte und als ihr Blick weiter über den leblosen Körper ihres Ingenieurs wanderte, musste sie sich fast übergeben. Jeder frei liegende Körperteil des unglücklichen Mannes war mit fingerdicken, braunen Nacktschnecken bedeckt, die sein Fleisch bis auf die Knochen abnagten und Schleimspuren auf seiner Uniform hinterließen. Nein, Lieutenant van de Kamp war nicht an den Folgen seiner Verbrennungen gestorben. Er war bei lebendigem Leib aufgefressen worden.

Lairis taumelte rückwärts aus der Höhle, beide Hände auf den Mund gepresst. Das war mehr, als sie verkraften konnte.

Jerad hatte Recht. Sie war ein miserabler Captain, ihrer Uniform nicht würdig. Fast alle ihre Kameraden und Freunde waren qualvoll gestorben. Sie hatte versagt.

Diese Gedanken kreisten ununterbrochen in ihrem Kopf, während sie durch die Wüste lief, ohne auf den Weg zu achten. Auf einer Klippe kam sie abrupt zum Stehen, denn vor ihr tat sich ein Abgrund auf, der mindestens hundert Meter tief war. Lairis verlor das Gleichgewicht und klammerte sich reflexartig an eine Felsnadel, denn sonst wäre sie hinunter gestürzt.

Über den sandigen Dünen flimmerte der Beginn des neuen Tages. Die Morgendämmerung überzog den Himmel mit flüssigem Rotgold und dunklem Purpur.

Mit nur einer Hand krallte sich Lairis an der Felsnadel fest. Es war ihre letzte Verbindung zur Realität, zu einem Leben, mit dem abgeschlossen hatte, seit sie von Jerads Krankheit wusste. Die scharfen Kanten des Gesteins schnitten ihr schmerzhaft in die Handfläche, ihre Fingernägel splitterten und brachen ab. Lairis war es egal, es spielte keine Rolle mehr. In ihrer zugeschnürten Kehle brannte die trockene Wüstenluft.

Sie blickte hinab in den klaffenden Abgrund unter sich, ihre Schuhspitzen ragten gefährlich weit über den Rand. Sie wusste, wenn sie die Felsnadel los ließ, wird sie fallen. Sehnsucht erfüllt sie plötzlich bei diesem Gedanken. Es wäre so leicht ... endlich alles vorüber: die Trauer, die Schuldgefühle, das vergebliche Warten auf Rettung ... das Warten auf den Tod.

Wenn sie abstürzte, würde sie ein erstes und letztes Mal fliegen. Und auf der anderen Seite fand sie vielleicht einen besserer Ort. Wie schön es doch wäre, sich einfach fallen zu lassen! Ein einziges Mal federleicht sein und sich keine Sorgen zu machen, keine Verantwortung tragen zu müssen ...

Ein langgezogenes Blöken in der Ferne erinnerte sie flüchtig an die Welt, die sie gerade verlassen wollte, weil ihr Aufenthalt dort unerträglich und sinnlos geworden war.

Ein Blöken? Verdammt, sie kannte nur ein Lebewesen, das solche Töne ausstieß – Vixpan! Er war also noch am Leben und sie hatten in den letzten Minuten nicht einmal an ihn gedacht.

Mit einem Schlag war Lairis wieder in der Realität angekommen und der Anblick des Abgrunds verursachte nur noch Schwindelgefühle bei ihr. Wenn das Quicken-Virus in ihr noch aktiv war, blieb ihr nicht mehr viel Zeit – aber vielleicht genug, um wenigstens Vixpan zu retten.

Mit angehaltenem Atem kroch sie millimeterweise rückwärts, bis sie es riskieren konnte, die Felsnadel loszulassen.

Vixpans Blöken ertönte erneut und diesmal glaubte Lairis genau zu wissen, woher das Geräusch kam: direkt aus der Richtung des Binnenmeeres!

Ohne zu zögern rannte sie los.



„Fähnrich ... nein!“ Mit wachsendem Entsetzen sah Lairis zu, wie Vixpan auf allen Vieren dem Binnenmeer entgegen galoppierte und sich blökend ins Wasser stützte.

„Kommen Sie da sofort raus, Fähnrich, das ist ein Befehl!“ versuchte sie es noch einmal.

Das Wort „Befehl“ aus dem Mund seines Captains hätte ihn normalerweise automatisch gehorchen lassen. Aber sein von Hormonen umnebeltes Gehirn erfasste den Sinn von Befehl und Gehorsam nicht länger. Oder den Sinn von lauernder Gefahr.

Es wälzte sich mit rollenden Augen im seichten Wasser und es spritzte fast zwei Meter weit.

Ohne zu zögern stürzte ihm Lairis hinterher. Vixpan beachtete sie zunächst nicht – doch dann witterte er den Duft eines geschlechtsreifen Weibchens und sprang ihr freudig entgegen, während er den Paarungsgesang der Axanati anstimmte: Eine Mischung aus einem alten terranischen Blues und einer Sternenflotten-Alarmsirene.

Sie hielt seine Vorderbeine fest, so dass er mit den Hinterhufen verzweifelt im Wasser strampelte. Dabei schleckte er mit seiner langen, nassen Zunge hingebungsvoll über ihr Gesicht und Haar. Den Kopf abzulecken galt seinem Volk als Geste des Respekts, und deshalb leckten die männlichen Axanati vor jeder Vereinigung ihre Partnerin ab. Selbst dann, wenn sie durch die Brunft zum Tier geworden waren. Lairis war trotz allem Widerwillen gegen die raue, schlabberige Zunge gerührt. Dennoch hielt sie Vixpan gewaltsam auf Abstand. Er war stark und ihre Muskeln verkrampten sich vor Anstrengung. „Nein, mein Lieber!“ keuchte sie. „Ich tue ja fast alles für die Mitglieder meiner Crew – aber das hier geht zu weit!“ Mit diesen Worten stieß sie ihn von sich, so dass er rücklings im Wasser landete.

Er blökte überrascht, schüttelte sich und ruderte mit allen Gliedmaßen.

Diesen Moment nutzte Lairis, um ihn unter den Achselhöhlen zu packen und fest an sich zu pressen, so dass er mit den Hinterhufen ins Leere trat.

Ihr jahrelanges Kampfsporttraining zahlte sich wieder einmal aus.

Während der Rangelei hatte sie allerdings nicht bemerkt, dass das Wasser immer heißer wurde. Der wohlbekannteste Gestank nach verbranntem Teer kroch in ihre Nase. Vixpan drückte seinen Hinterkopf gegen ihre Stirn nahm ihr jede Sicht. Sein Brüllen übertonte zudem das Prasseln des Feuers. Doch im Augenwinkel nahm Lairis einen orangeroten Schein wahr.

Für eine Sekunde erstarrte sie. Genug Zeit für Vixpan, sich loszureißen und vorwärts zu stürmen. Direkt in die Flammen?

Nein, der rote Schein kam von der Sonne über dem Horizont.

Trotzdem spürte Lairis das Unheil im Nacken. Wahrhaftig. Das Feuer war hinter ihr, der Weg zum Ufer durch eine meterhohe Flammenwand versperrt.

Vixpan bewegte sich hundepaddelnd hinaus aufs Meer. Sein Verstand mochte ausgesetzt haben, doch seine Instinkte funktionierten tadellos. Und diese Instinkte rieten ihm, vor dem Feuer zu fliehen. Auch wenn es letztendlich den Tod im Wasser bedeutete.

Lairis erfasste mit einem Blick, dass er nicht richtig schwimmen konnte. Ohne nachzudenken kralte sie hinterher und bekam ihn zu fassen. Er strampelte verzweifelt, machte es ihr dadurch nicht gerade leicht, doch sie hielt seinen Kopf mühsam über der Oberfläche.

Ihre Augen suchten hektisch das Binnenmeer ab, aber es gab keine Insel weit und breit.

Vixpans Fell sträubte sich vor Angst und er wand sich in ihren Armen. Sie würde ihn nicht mehr lange halten können.

Die Feuerwand rückte näher. Wie beim ersten Mal verwandelte sich das Wasser in eine zähflüssige Teersubstanz. Lairis hörte das Zischen des Wassers und das Prasseln der Flammen nicht länger. Selbst das angstvolle Wimmern ihres Fähnrichs rückte in den Hintergrund. Am lautesten vernahm sie das wilde Pochen ihres eigenen Herzens.

Mit der Gewissheit des nahenden Todes drohte ihr Körper zu erschlaffen. Wenn sie Fähnrich Vixpan losließ, würde er ertrinken. Das war ihm wahrscheinlich lieber als Verbrennen.

Für einen Moment überlegte sie sogar, ihm schnell das Genick zu brechen. Damit würde sie ihm die schlimmsten Qualen ersparen. Sie hatten sowieso keine Überlebenschance.

Doch dann erinnerte sie sich, wie sie durch den heißen Teer gelaufen war und nicht eine einzige Brandblase davon getragen hatte.

Was war Illusion? Was war real? Das Feuer sicherlich nicht.

Diese Erkenntnis verlieh ihr neue Kraft. Sie schwamm zurück in Richtung Ufer und zerrte Vixpan mit sich. Er wehrte sich zwar, doch zum Glück war er noch erschöpfter als Lairis. Die Brunft, die Adrenalinstöße und die Schlaflosigkeit zehrten schon lange an seinen Kräften.

Als Lairis Grund unter ihren Füßen spürte, tauchte sie Vixpan kurzerhand unter und stellte einen Stiefel auf seinen Rücken, damit er ihr nicht entweichen konnte. Blitzschnell streifte sie ihre Uniformjacke ab und warf sie dem Fähnrich über den Kopf. Sie wusste, dass die äußerst widerstandsfähigen Fasern das Feuer eine Weile abhalten konnten. Hoffentlich lange genug!

Plötzlich hegte sie ernste Zweifel an ihrem Plan, zumal sie selbst den Flammen schutzlos ausgeliefert sein würde. Das pure Grauen packte sie bei dieser Vorstellung.

Das Wasser ist real – das Feuer nicht! sagte sie sich entschlossen.

Auf dem offenen Meer würden sie auf jeden Fall sterben.

Aber die Hitze fühlte sich leider sehr real an.

Das war letztes Mal genauso und trotzdem ist mir nichts passiert, redete sie sich ein und umklammerte Vixpans Taille so fest wie möglich. Der Axanati krümmte sich ängstlich und fluchtbereit. Lairis schloss die Augen, weil es leichter war, wenn sie das Feuer nicht sehen musste. Nicht umsonst sagten die Menschen: Augen zu und durch. Sie holte nur einmal tief Luft und stürmte dann vorwärts, den widerstrebenden Fähnrich in Schlepptau.

Einen Augenblick später erkannte sie ihren fatalen Irrtum. Ihre Füße steckten im Teer fest, die Flammen hatten sie von allen Seiten eingeschlossen und züngelten ihren Körper hoch. Vixpan brüllte und riss sich los, seine Schreie vermischten sich mit ihren eigenen. Sie spürte wie ihre Haut Blasen schlug und aufplatzte. Wo das Feuer sie streifte, bereitete es ihr Schmerzen jenseits aller Vorstellungskraft. Sie kämpfte sich mit letzter Kraft vorwärts, versuchte Vixpan zu finden ... aber sie konnte nichts mehr sehen.

Ihr Blut kochte im wahrsten Sinne des Wortes. Gleichzeitig kochte eine ziellose Wut in ihr. Wut auf die Propheten und die Sternenflotte, die sie im Stich gelassen hatten. Wut auf diesen elenden Planeten. Wut auf sich selbst, weil sie Vixpan nicht helfen konnte. Wut auf die Schmerzen, die sie in ein zorniges, schreiendes Tier verwandelten.

Eine gnädige Ohnmacht erlöste sie schließlich von ihrer Agonie.

Kapitel 9: Jenseits der Zeit

Als Lairis wieder zu sich kam, stank es penetrant nach Rauch. *Das Ufer ... ich habe es geschafft!* war ihr erster Gedanke. *Und Fähnrich Vixpan? Ich muss ihn suchen!*

Doch etwas kam ihr seltsam vor. Der Untergrund ... er fühlte sich auf keinen Fall wie Sand oder Fels an. Sie konnte wieder sehen, stellte sie mit Erleichterung fest. Zunächst nur verschwommen – doch allmählich nahm ihre Umgebung Konturen an.

Es war dunkel. Oder lag es an ihren Augen? Jedenfalls wurde es nicht heller.

In gewisser Weise war Lairis dafür dankbar. Es graute ihr davor, ihren eigenen Körper zu untersuchen. Sie spürte zwar keine Schmerzen mehr, dennoch konnte sie von hässlichen Brandwunden übersät sein.

„Hast du dir nicht ein paar Narben gewünscht, damit dich die Kerle wegen deiner Persönlichkeit lieben?“ fragte eine weibliche Stimme ironisch. Eine Stimme, die Lairis bekannt vorkam.

„Ja, man sollte vorsichtig sein mit seinen Wünschen“, erwiderte sie.

„Keine Angst, du siehst so hübsch aus wie immer.“

„Dann war das Feuer also nicht real?“

„Ungefähr so real wie die rosa Babyelefanten, die ich manchmal gesehen hab, wenn ich mit meinen Freundinnen zu viele Gläser gehoben hatte.“

Lairis horchte. Diese Stimme ... befehlsgewohnt und leicht rauchig, aus männlicher Sicht bestimmt sexy. Das Gesicht der anderen war in der Dunkelheit kaum zu erkennen.

„Übrigens: ich verstehe dich gut!“ seufzte die andere Frau. „Ein großer Teil der Kerle wollte mich auch bloß ins Bett kriegen. Und wenn sie am nächsten Morgen noch meinen Namen wussten, waren sie richtig auf Zack. Diese Neandertaler vermisse ich bestimmt nicht.“

„Ich bin sicher, dass ich Sie kenne – aber ich weiß nicht, woher“, gestand Lairis.

„Vielleicht hilft ja ein bisschen Licht“, meinte die Andere und eine Lampe flackerte auf.

Nun erkannte Lairis, dass sie sich auf einem Teppich lag. Einem Teppich mit Brandlöchern. In einem langen schmalen Korridor, wo ein Feuer überall schwarze Spuren hinterlassen hatte. Was von den Konsolen, der Verkleidung und den Türen noch übrig war, zeigte ein veraltetes Sternenflotten-Design.

Ein Raumschiff. Ein Sternenflottenschiff. Es konnte nur die USS Casablanca sein.

Die Frau mit der rauchigen Stimme trat in den Lichtkegel. Sie sah Lairis ähnlich und war auch ungefähr in ihrem Alter. Ein jadegrünes Seidenkleid umschmeichelte ihren schlanken Körper. Ihre langen dunklen Haare mit dem tizianroten Schimmer fielen in ungezähmten Wellen über ihre Schultern. Mit ihrer Aufmachung passte sie viel besser auf einen Presseball als auf ein Raumschiff, das gerade von einem Quantentorpedo getroffen worden war. Dennoch wusste Lairis jetzt, wer vor ihr stand.

„Captain Corazón Inserra! Also gibt es tatsächlich ein Leben nach dem Tod.“

„Nicht für jeden“, erwiderte Captain Inserra lächelnd. „Und nenn mich bitte Cori. Oder meinetwegen Gott.“

Lairis musterte sie zweifelnd. „Ich find es ja sehr sympathisch, dass Gott eine Frau ist – aber deswegen konvertiere ich trotzdem nicht.“

Corazón lachte leise. „Das sollst du auch gar nicht! Wir verabscheuen es nämlich, wenn man uns anbetet. Das ist genauso kontraproduktiv wie peinlich.“

Lairis kniff die Augen zusammen. „Ich glaube dir zwar kein Wort, wahrscheinlich bist du bloß wieder so eine bizarre Halluzination ... aber was, bei den Propheten, machst du hier?“

„Nach meinem alten Schiff sehen. Und dich retten.“

„Dafür hast du dich aber mächtig fein gemacht!“

„Ach so.“ Corazón blickte an ihrem Kleid herab. „Ich liebe zwar diesen Fummel, aber du hast recht: ich ziehe besser was Bequemes an.“ Damit drehte sie sich einmal um die eigene Achse und stand nun in einer roten Sternenflottenuniform aus dem späten dreiundzwanzigsten Jahrhundert vor Lairis.

„Ich will mich ja nicht beschweren – aber konntest du nicht zwei/drei Tage eher auf die Idee kommen, mich zu retten?“ monierte diese.

„Weißt du, wie kompliziert es ist, das Universum zusammenzuhalten? Und was hier tagtäglich für ein Scheiß passiert?“ schoss Captain Inserra temperamentvoll zurück. „So gern ich jeden Sternenflottenoffizier, der sich verfliegen hat, beim Händchen nehmen würde ... ich kann leider nicht überall sein. Eben musste ich eine Galaxis daran hindern, sich quasi selbst zu verschlingen, weil das Schwarze Loch in ihrem Zentrum sich plötzlich um das zweitausendfache ausgedehnt hat!“

„Du stopfst Schwarze Löcher und ich musste mich kürzlich mit einem Perpetuum Mobile freikaufen. Wir alle haben von Zeit zu Zeit beruflichen Stress.“

Corazon lachte leise. „Ich mag dich. Im Ernst, Lairis Ilana! Deshalb musste ich was unternehmen, obwohl ...“

„Obwohl es mein Elend nicht mit einer kollabierenden Galaxis aufnehmen kann“, beendete Lairis den Satz. Zum ersten Mal schwang kein Sarkasmus in ihrer Stimme mit. „Trotzdem würde ich gern wissen, was auf diesem Planeten vor sich geht und ...“ Nun schluckte sie. „Ob meine Crew vielleicht noch am Leben ist.“

Captain Inserra nahm Lairis bei der Hand. „Komm, ich erzähle dir eine Geschichte. Magst du gern spanischen Rotwein?“

„Das hier ist wohl nicht der richtige Ort um Geschichten zu erzählen und Rotwein zu trinken!“ protestierte Lairis. „Dieses Schiff wurde von einem Torpedo getroffen und explodiert gleich!“

„Nur, wenn wir es so wollen.“

Lairis zuckte die Achseln. „Also schön, hier ist so viel Verrücktes passiert, dass ich mich eigentlich nicht zu wundern brauche.“

Sie folgte der ehemaligen Kommandantin des Schiffes durch eine Tür, deren Hälften beiseite glitten, als gäbe es keinerlei technische Probleme auf der Casablanca. Lairis erkannte den Raum dahinter als Offiziersmesse, doch sah er vollkommen anders aus als zu ihrer Zeit. An den Wänden hingen Plakate von alten Schwarzweißfilmen und das lebensgroße Portrait einer berühmten Flamenco-Tänzerin. Salzkristalleuchten, die ein schummeriges Licht verbreiteten, zierten sämtliche Tische. Aus dem Comm-System tönte leise spanische Gitarrenmusik.

Corazón führte sie zu einem Tisch am Fenster, wo bereits eine Flasche Rotwein und zwei Gläser bereit standen. Während sie die Flasche entkorkte und den Wein einschenkte, sah sich Lairis um und schmunzelte. „Mir scheint, jeder Captain versucht, in diesem Raum seine Vorstellungen von Wohnkultur umzusetzen.“

„Zumindest jeder weibliche Captain“, entgegnete Cori mit einem Zwinkern. „Was du aus der Messe gemacht hast, war ja auch nicht übel.“ Sie schippte einmal mit den Fingern und die Salzkristalleuchten wurden durch handgearbeitete bajoranischen Keramik-Windlichter ersetzt. Anstelle der Filmposter schmückten moderne Kunstdrucke und spektakuläre Naturfotos nun die Wände. Zudem standen in jeder freien Nische Grünpflanzen.

Corazón hob ihr Glas und prostete Lairis zu. „Auf die Casablanca.“

„Auf die Casablanca!“

„Und den Captain, der ihr einen würdigen Abgang bereitet hat.“

Die Bajoranerin lächelte. „Du warst also Captain dieses Schiffes. Und nun bist du Gott. Ich dachte, bei der Sternenflotte könnte man es höchstens zum Admiral bringen.“

Corazón lachte, blickte aber einen Moment später ihrem Gegenüber ernst in die Augen. „Du weißt, wie ich gestorben bin?“

„Du hast dich geopfert, um dein Außenteam zu retten, das in einen Strahlungsturm geraten war.“ Lairis rief sich die Akte wieder ins Gedächtnis.

Captain Inserra nickte. „Das Außenteam erforschte einen Planeten der L-Klasse, als die Sonne plötzlich anfang, Protuberanzen zu schleudern. Unsere Jungs dort unten hatten nichts weiter als eine reflektierende Plane, um sich vor der Strahlung zu schützen – und wir konnten sie wegen der Interferenzen nicht hochbeamen. Jedenfalls nicht vom Orbit aus. Dann hatte mein Erster Offizier die Idee, dass es funktionieren könnte, wenn jemand ein Shuttle in die Stratosphäre steuern würde, das gewissermaßen als Relaisstation fungiert. Genauer gesagt, konnten wir jeweils einen Mann ins Shuttle beamen, der dann wiederrum von der Casablanca erfasst wurde. Die Sache hatte allerdings einen Haken: Weil der Transporter des Shuttles maximal zwei Personen gleichzeitig beamten konnte, musste die Person, die das Shuttle steuerte, sehr lange ausharren ... länger, als die Schutzschilde der aggressiven Strahlung standhalten konnten.“¹

„Und du hast dich freiwillig gemeldet?“ fragte Lairis gebannt.

„Ich konnte kein Mitglied meiner Crew diesem Risiko aussetzen!“ gab Cori leidenschaftlich zurück. „Außerdem wusste ich bereits, dass ich nicht mehr lange zu leben hatte.“

„Warst du unheilbar krank oder so was?“ hakte Lairis vorsichtig nach.

Corazón winkte ab. „Nein, aber jemand hat es mir vorausgesagt. Das ist kompliziert, zu erklären. Frag am besten T'Liza – es fällt unter den Bereich vulkanischer Mystizismus.“

„Von Mystizismus ist mein Volk auch nicht ganz frei, wie du sicher weißt.“

Captain Inserra nickte. „Es kam mir vor, als hätte ich schon Stunden in diesem Shuttle gesessen. Vor meinen Augen flimmerte alles und als die Casablanca endlich den letzten Mann hochbeamte, hatte ich schon ein paar Mal die Navigationskonsole voll gereihert. Der Computer erzählte mir alle dreißig Sekunden, dass ich eigentlich tot sein müsste. Da sagte ich mir: Cori, bevor dir gleich sämtliche Haare und Zähne ausfallen, machst du dem Scheiß ein Ende.“

„Gab es denn keine Chance auf Heilung?“ fragte Lairis aufgewühlt.

„Nein, bei diesem Level der Verseuchung nicht mehr. Das hätte ich auch ohne den verdammten Computer gewusst. Also schaltete ich die elektronische Nervensäge einfach auf stumm und programmierte einen Kurs direkt in die Sonne. Warp eins.“

Corazón Inserra legte eine dramatische Pause ein und das einzige Geräusch in diesem Moment war das heftige Ein- und Ausatmen von Lairis.

„Ich erinnere mich nicht an meinen Tod“, fuhr die ehemalige Kommandantin der Casablanca fort. „Nur daran, wie entsetzlich einsam ich mich fühlte, obwohl ich buchstäblich alles sehen und hören konnte, was in diesem Universum vor sich ging. Zu Hause heulten sich mein Mann und meine Kinder gerade die Augen aus dem Kopf ... Admiral Carter hielt eine pathetische Grabrede für mich und hatte offenbar völlig vergessen, dass er mich vor ein paar Tagen noch am liebsten zum Fähnrich degradiert hätte ... ich konnte alles sehen, aber niemanden berühren, niemandem nahe sein. Ich hatte keinen Körper mehr, aber ich existierte noch.“

Lairis forderte sie mit einem knappen Nicken auf, weiterzusprechen. Was Captain Inserra erzählte, ging über ihre Vorstellungskraft.

„Aber es gab noch andere, die wie ich waren, und die riefen mich zu sich. Sie erklärten mir, dass mein Geist noch existiere, weil ich mein Leben ohne zu zögern für andere hingegeben hät-

¹ Siehe: Anneliese Wipperling: „Warpflug in die Ewigkeit“, www.sandozean.de

te und eine Seele, die über solche Kraft verfügt, auch nicht von einer Sonne ausgelöscht werden könnte ... Lauter pathetisches Zeug eben. Hätte auch aus der Rede des guten Admirals stammen können.“

Die Bajoranerin lachte kurz.

„Sie sagten, dass es ihre Aufgabe sei, die Entropie im Universum zu verringern, und ob ich ihnen nicht dabei helfen wolle. Nun ...“ Cori zuckte die Achseln. „Das war allemal besser, als ziellos durch den kosmischen Staub zu gondeln und meinem alten Leben nachzuweinen.“

„Waren das alles unsterbliche Seelen? Oder Energiewesen? Oder ein Haufen Q, die sich ausnahmsweise nützlich machen wollten?“

Corazón schmunzelte und schüttelte den Kopf. „Sie nennen sich selbst die Aorai und waren die letzte intelligente Spezies in einem Universum, das vor dem Urknall existierte. Wie du aus dem Astrophysikunterricht an der Akademie sicher noch weißt, gibt es drei Lebensphasen eines Universums: Am Anfang dehnt es sich aus – bis zu einem bestimmten Punkt, wo es eine Weile stagniert. Dann beginnt es zu schrumpfen, ballt sich zu einer Kugel von der Größe eines Photontorpedos zusammen, schrumpft immer weiter ... bis zum nächsten Urknall. Das Universum der Aorai war jedenfalls schon sehr lange am Schrumpfen. Die harte Strahlung hatte fast alles Leben auf den Planeten ausgelöscht. Es herrschten Temperaturen von über 500 °C und es gab keine Nächte mehr, weil sich die Sterne dicht an dicht zusammen gedrängt hatten. Die letzten Aorai vegetierten in Bunkern tief unter der Oberfläche. Ihr Leben hatte keinerlei Sinn mehr, Träume oder gar Zukunftspläne gab es nicht. Viele Aorai verzichteten sogar auf Kinder. Wer hätte ihnen so ein elendes Leben zumuten wollen?“

Die Bajoranerin nickte traurig.

„Aber einige von ihnen erinnerten sich noch, dass die Aorai einst ein stolzen Volk von Forschern und Philosophen gewesen waren. Sie wollten nicht länger im Dreck leben, ohne Sinn und ohne Aufgabe – also entschlossen sie sich, gemeinsam an die Oberfläche zu steigen, um ein letztes Mal den Himmel zu sehen. Obwohl ihnen klar war, dass es das letzte ist, was sie in ihrem Leben sehen würden.“²

„Hätte ich auch gemacht“, erwiderte Lairis prompt.

„Auch wenn es bedeutet, dass dir die Haut vom Gesicht fällt und die Augäpfel verdampfen?“

„Das Gefühl kenne ich“, gab die Bajoranerin trocken zurück.

Corazón nickte mitfühlend. „Und du hast es auf dich genommen, um ein Mitglied deiner Crew zu retten.“

„Moment mal ...“ Lairis musterte ihr Gegenüber plötzlich sehr skeptisch. „Ihr wollt mich doch nicht etwa für eure kosmische Katastrophenschutztruppe rekrutieren? Ich fürchte, das ist eine Nummer zu groß für mich! Ich kann die Entropie im Universum nicht verringern! Das schaffe ich nicht einmal mit der Entropie in meinem Kleiderschrank.“

Captain Inserra lachte rau. „Keine Angst, meine Liebe, für dich ist es noch viel zu früh. Aber nicht, weil du unwürdig wärst, sondern weil du noch lebst.“

Lairis blickte sie überrascht an. „Und meine Crew? Vixpan, Jerad, Prescott, Marc ...“

„Denen geht es gut. Sie sind auf Axanati Prime.“

„Axanati Prime? Was, zum Geier ...“

„Dein Kommunikationsoffizier war nicht nur in deiner Fantasie von Hormonen geplagt.“

Lairis stöhnte leise auf.

„Deine Freunde haben nach dir gesucht, aber dann mussten sie Vixpan nach Hause bringen, sonst hätte er ihnen das Schiff auseinander genommen. Er vergnügt sich jetzt mit einem netten

² Siehe: Anneliese Wipperling: „Welt ohne Nacht“, www.sandozean.de

Mädchen aus seiner Herde und leckt sie hingebungsvoll von oben bis unten ab. Derweil beschwerten sich Prescott und Varla, weil es kein Fleisch gibt. Fähnrich Wheeler hat sich eine neue Holocam gekauft und fotografiert alles, was ihr vor die Linse kommt. Und Lieutenant van de Kamp hat ein Augen auf eine süße Axanati geworfen, aber er darf nichts mit ihr anfangen, denn sonst müsste er ihrer Herde beitreten – und das geht ihm doch zu weit.“

„Meine Güte, er hat wirklich exotische Vorlieben, der gute Marc“, rief die Bajoranerin lachend.

„Er hat seit der High School keine menschliche Freundin mehr gehabt“, flüsterte Cori ihr zu.

„Und Jerad? Wie geht es ihm?“ wollte Lairis nun endlich wissen.

„Keine Sorge, der ist gesund und munter. Von den Verständigungsschwierigkeiten mit seinem neuen Symbionten einmal abgesehen.“

Lairis runzelte die Stirn. „Symbiont?“

„Das ist eine lange Geschichte.“

„Dann erzähl mir erst mal, was auf diesem Planeten vor sich geht.“ Einerseits brannte Lairis wirklich darauf, zu erfahren, was hinter den seltsamen Vorfällen der letzten Tage steckte. Andererseits wollte sie sich noch nicht mit der Tatsache auseinandersetzen, dass der Jerad, den sie so gern hatte, der ihr seit Jahren vertraut war, womöglich nicht mehr existierte.

Ein Symbiont würde alles zwischen ihnen verändern.

„Es ist eine Lebensform“, kam Captain Inserra gleich zur Sache.

„Was, der Planetoid?“

Inserra nickte. „Eine anorganische Lebensform, die im Weltraum existiert. Sie gehört zu einer aussterbenden Art, es gibt nur noch eine Handvoll von ihnen in dieser Galaxis.“

„Sind wir Humanoiden schuld, dass sie ausstirbt? Will sie sich vielleicht rächen?“

Cori schüttelte den Kopf. „Rache setzt einen Geist voraus, der denken und planen kann – dieses Wesen besitzt maximal den IQ einer Hauskatze. Aber du liegst nicht ganz falsch: Es hasst du Humanoiden, sieht sie als eine Art Ungeziefer, das man sich abschütteln muss.“

„Und womit haben wir das verdient?“ wollte Lairis wissen.

Die ehemalige Kommandantin der Casablanca seufzte traurig. „Die Kreatur besteht zu ihrem Leidwesen nicht nur aus Gestein und Dreck. In ihrem Inneren finden sich große Vorkommen sehr wertvoller Rohstoffe: Lantium, Dilicium, Edelsteine, Eisenerz ... Sie wurde schon von Bergleuten malträtirt, lange bevor die Föderation gegründet wurde: mit Lasern, mit Spitzhacken, mit Sprengstoff ... Gerade die Ferengi konnten es nicht lassen, das arme Ding zu verstümmeln und auszuschlachten – obwohl es immer häufiger vorkam, dass ihre Goldgräber nicht mehr zurückkehrten. Für gewöhnlich brachten sie sich selbst um – oder gegenseitig. Und die wenigen, die überlebten, waren meistens reif für die Klapsmühle oder weigerten sich, über ihre Erlebnisse zu sprechen. Anfang des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts, als die Föderation expandierte, gehörte der Sektor des Wesens zu unserem Territorium. Ein paar Kadetten machten eine Mutprobe daraus, in ihrer Freizeit dort hin zu fliegen und Fotos zu schießen. Aber auch von ihnen fehlte eines Tages jede Spur. Ein Sondereinsatzkommando der Sternenflotte wurde losgeschickt, um sie zu suchen, und ist ebenfalls verschollen. Da beschlossen das Sternenflottenkommando und der Föderationsrat gemeinsam, den ganzen Sektor zu Sperrzone zu erklären.“

„Die Kreatur hat sich also gewehrt?“

„Ja, so könnte man es nennen“, erwiderte Cori nachdenklich. „Obwohl keine Bergbautrupps mehr kamen, nachdem die Föderation ein Tabu über den Sektor verhängen musste, hat sich das Wesen nie wieder vollständig erholt. Es ist krank, völlig verstört ... für ihn sind alle Organischen Todfeinde und es gerät in Panik, wenn sie nur in seine Nähe kommen. Diese Panik und verzweifelte Wut projiziert es auf jeden, der ihm zu nahe kommt und nicht von seiner Art ist. Bei

Humanoiden stimuliert es die Gehirnteile, die für Angst und Vorstellungskraft zuständig sind. Genauer gesagt: Es macht deine schlimmsten Horrorvisionen wahr.“

„Und das kann es verdammt gut“, warf Lairis ein.

„Natürlich tut es das nicht bewusst“, erklärte Cori. „Es sendet gewissermaßen empathische Wellen aus, die auf Kurz oder Lang jeden in den Wahnsinn treiben.“

Lairis blickte gedankenverloren in ihr halb leeres Weinglas. „Willst du damit sagen, die grauenvollen Dinge die mir passiert sind – besser gesagt: die ich mir eingebildet habe – sind hundertprozentig ein Produkt meiner Fantasie? Dann ist meine Fantasie wohl ziemlich krank.“

„Es gibt für einen Captain keine größere Angst, als seine Crew zu verlieren“, entgegnete Captain Inserra weich. „Es tut mir Leid, dass du das durchmachen musstest.“

„Ja, aber ... Brennende Meere? Fleisch fressende Nacktschnecken?“

Cori zuckte die Achseln. „Du solltest ein Gedicht darüber schreiben.“

„Nein danke“, Lairis winkte ab. „Ich weiß, wofür ich Talent habe und wofür nicht.“

Cori hob die Augenbrauen und zitierte theaterreif: „Als ich heute morgen aus der Tür trat, sah ich den Mief längst vergangener Zeiten aus den Gullideckeln kriechen. Ich fürchte, er wird den Lack von unserer strahlenden Föderationsfassade ätzen und übrig bleibt hässliches, graues Metall, das beim nächsten Regen rostet. Wir haben wieder Strom, aber die Laternen auf den Straßen kommen mir vor wie Irrlichter. Jenseits der Scheinwerferkegel lauern gestaltlose Monster. Wechselbälger. Und selbst ernannte Ordnungshüter, die sie jagen. Hat ein Wechselbalg mir meinen Drink serviert? Hat ein Verräter gestern meinen Koffer getragen? Wir vertrauen auf Blut statt auf Namen uns morgen baumelt der erste Hals in der Schlinge. Ich hoffe, es ist nicht meiner.“ Die Frau strahlte plötzlich übers ganze Gesicht. „Mal ehrlich, wenn du noch ein bisschen am Rhythmus feilst, könnte das ein tolles Gedicht werden.“

„Das ist kein Gedicht – das ist ein Logbucheintrag!“

„Dann hoffe ich, irgendein Archäologe buddelt in fünfhundert Jahren dein Logbuch aus und du wirst posthum berühmt.“

„Und ich hoffe, mein Crew wird nicht von Laytons Bluthunden gejagt!“ erwiderte Lairis, die durch die Rezitation ihres „Gedichts“ lebhaft daran erinnert wurde, weshalb sie überhaupt in dieses Schlamassel geraten war. „Jerad sitzt wahrscheinlich noch in Gefängnis und ...“

„Jerad nicht – aber dieser größenwahnsinnige Layton sicher bald.“

Lairis blickte den ehemaligen Captain der Casablanca hoffnungsvoll an. „Willst du damit sagen, er wurde abgesägt? Das wäre ja zu schön, um wahr zu sein!“

„Glaub mir, er und seine schwanzwedelnden Lakaien werden den Tag nie vergessen, an dem sie *Captain Lairis Ilana beinahe* geschnappt hätten!“ verkündete sie mit einem breiten Lächeln.

„Was soll das nun wieder heißen?“

„Ach, nur ein Zitat aus einem meiner heiß geliebten alten Filme.“ Cori lächelte immer noch.

„Gibst du mir einen Tipp, wo ich ihn runter laden kann?“

„Wenn du heil hier wegstommst – gern.“

„Ich dachte, du bist Gott? Kannst du nicht einfach mit den Fingern schnippen und mich zurück auf die Erde bringen oder so was.“

Captain Inserra seufzte. „Frag das Q – wenn er nicht gerade damit beschäftigt ist, die Besatzung romulanischer Warbirds in Kleinohrhasen zu verwandeln.“

„Heißt das, du kannst ganze Galaxien vor dem Kollabieren retten – aber keine einzelne Person teleportieren?“

„Hey, wenn du den ganzen Tag Holz hacken musst, kannst du keine Kaulquappen unterm Mikroskop sezieren“, hielt Cori dagegen. „Die Feinarbeit ist nicht mein Ding. Ich würde dich wahrscheinlich in den Andromedanebel schnipsen oder wenigstens in den Deltaquadranten.“

„Na gut, das leuchtet ein“, meinte Lairis mit einem Anflug von Resignation. „Was also können wir tun, damit das Biest nicht länger Geisterbahn in meinem Gehirn fährt?“

„Du kannst gar nichts tun, Ilana. Aber Kopf hoch: ich kriege das hin.“

„Wie?“ bohrte Lairis nach.

„Ich besitze die Fähigkeit, in den Körper und Geist anderer Lebewesen zu schlüpfen.“

„Mach das bloß nicht mit mir oder meiner Crew – sonst gibt's Ärger!“

„Keine Angst.“ Captain Inserra grinste. „Aber wenn ich Besitz von dem Siliziumwesen ergreife, werde ich seinen Geist unter Kontrolle bringen und vielleicht kann ich ihm helfen. Wenn es das Universum für eine Weile mit meinen Augen sieht, begreift es hoffentlich, dass nicht alle Organischen seine Feinde sind. Einige wären sogar in der Lage, seinen Körper wiederherzustellen. Und selbst wenn ich feststellen sollte, dass meine Fähigkeiten als Tierpsychologin miserabel sind, kann ich dir genug Zeit verschaffen, um zu verschwinden.“

„Du vergisst, dass mein Shuttle im Treibsand abgesoffen ist“, gab Lairis zu bedenken.

„Nur zur Hälfte“, korrigierte Captain Inserra. „Alles andere hat dir unser Freund, das Planetoidenmonster, in den Kopf gesetzt.“

„Und mein Absturz?“

„Der war real.“

„Die atmosphärischen Interferenzen?“

„Gewitterstimmung im wahrsten Sinne des Wortes. Das ist beinahe Dauerzustand.“

„Also ist mein Notsignal nicht abgesetzt worden?“

„Nein, aber es geht sofort raus, wenn ich die Kreatur besänftigt habe.“

„Das heißt also, mein Shuttle ist startklar, und alle Systeme funktionieren?“

Cori nickte.

„Wunderbar! Ich kann es kaum erwarten, hier wegzukommen. Diese Kreatur, dieses Wesen ... Ding ... tut mir einerseits furchtbar Leid, andererseits darf es nicht böse sein, wenn ich es nie wieder sehen will. Meinetwegen schicke ich ihm den besten Counselor vorbei, den die Sternenflotte zu bieten hat ... zum Beispiel diese Betazoidin von der Enterprise ... oder eine Baubrigade mit einem Frachter voller Mörtel ... oder beides ...“

„Damit solltest du aber noch warten. In einer Woche beginnt nämlich sein Fresszyklus.“

„Was frisst es denn?“

„Energie. Und zwar in riesigen Mengen. Es tankt sie von der Sonne, aber auch von allem, was ihm näher als hunderttausend Kilometer kommt. Es hat schon Raumschiffe so ausgesaugt, dass sich ihr Antrieb nicht mehr hochfahren ließ. Das war übrigens der Grund, weshalb die Kadetten im dreiundzwanzigsten Jahrhundert verschwunden sind.“

„Noch ein Grund, hier schleunigst abzuhausen!“

„Dann mach's gut und grüß T'Liza von mir. Wir sehen uns bestimmt: irgendwann, irgendwo.“

Die beiden Frauen umarmten sich und der Raum löste sich in einem schwarzen Strudel auf.

Lairis vernahm ein leises Meeresrauschen und spürte, dass sie mit der unteren Hälfte ihres Körpers im seichten Wasser lag. An ihrer linken Wange klebte feiner Sand. Sie blinzelte in den blassgelben Himmel. Offensichtlich war Cori erfolgreich – aber hier hatte sich die Idylle schon oft als trügerisch erwiesen. Lairis wollte nichts lieber tun, als aufzuspringen und zu ihrem Shuttle zu laufen, doch es kam ihr vor, als hätte dieser Planet mindestens eine Schwerkraft von 5 G. Sie robbte ein paar Meter vorwärts und blieb dann erschöpft im Sand liegen. Ihr wurde schwarz vor Augen. Noch nie im Leben hatte sie sich so ausgelaugt gefühlt. Ihr Tod in den Flammen war nur eine Illusion gewesen, genauso wie das Sterben ihrer Crewmitglieder – aber diese Illusion hatte sie sämtliche Kraft gekostet. Sie froh trotz der Hitze.

Kapitel 10: Kreuzwege

Das kleine alte Shuttle war mit Warp 4,9 auf dem Weg in Richtung Entmilitarisierte Zone. Aus den Comm-Lautsprechern hämmerte eine aggressive Musik, die an eine Mischung aus Reggae und Dark Metal erinnerte. Dr. Tygins hätte am liebsten Warp 6 oder mehr aus dem Antrieb rausgeholt, aber er wollte die Aufmerksamkeit der Raumüberwachung nicht erregen. Das Letzte, wonach ihm jetzt der Sinn stand, war mit irgendwelchen holzköpfigen Sicherheitsoffizieren zu diskutieren, die ihn löcherten, was denn so wichtig wäre, dass er dafür den Subraum ruinierte. Als ob sein winziges Shuttle dort einen nennenswerten Schaden anrichten konnte!

Eigentlich wollte Tygins mit niemandem reden – Leonard ausgenommen. Leonard war Grund, weshalb er seine Heimat vor knapp dreißig Jahren verlassen hatte, und gleichzeitig der Anker, der ihn immer wieder dorthin zurück zog. Der einzige Anker seit dem Tod seiner Eltern und der Verhaftung seiner Schwester.

Tygins wünschte, sie hätten gemeinsam weggehen und für immer zusammen bleiben können. Aber Leonard beschimpfte ihn als Feigling. Ihre Kolonie wäre schließlich nie in die Föderation aufgenommen worden, wenn die „Batty Boys“³ immer noch Angst haben müssten, auf offener Straße totgeschlagen zu werden.

Nur warum traute sich dann selbst im vierundzwanzigsten Jahrhundert niemand, offen schwul zu sein? hielt Tygins dagegen. Er hatte mit siebzehn entdeckt, dass er „nicht normal“ war. So wurden Homosexuelle in seiner Kolonie noch heute bezeichnet. Früher hatte es viel schlimmere Schimpfwörter dafür gegeben und er hätte für seine Liebe zu Leonard zehn Jahre im Gefängnis sitzen müssen, falls ihm nicht vorher eine Straßengang die Kehle durchgeschnitten hätte.

Seine Welt war erst vor dreißig Jahren der Föderation beigetreten und die Homophobie seiner Leute reichte Jahrhunderte zurück. Die Vorfahren der Kolonisten gehörten einer Glaubensgemeinschaft an, die ihre Wurzeln in der jamaikanischen Rastafari-Bewegung hatte. Während des Dritten Weltkriegs hatten sie sich mit der Islamischen Koalition gegen die verhasste Westliche Welt verbündet und das Ende des Krieges empfanden sie als Triumph ihrer Feinde. Obwohl es schon an Pietätlosigkeit grenzte, angesichts einer atomar verwüsteten Welt vom Triumph einer Seite zu sprechen.

Nach der Ankunft der Vulkanier, die ihr Weltbild in den Grundfesten erschütterte, hielt sie nichts mehr auf der Erde. Mitte des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts verließen sie das von spitzohrigen Teufeln heimlich beherrschte Sündenbabel und suchten ihr Gelobtes Land im Weltraum. Wahrscheinlich hatten sie sich wie Moses persönlich gefühlt.

Der Doktor wusste über die Rastafari nur, dass sie einen alten äthiopischen König als Gott verehrten, für ihre spirituelle Erleuchtung Haschisch rauchten und die Bibel sehr wörtlich nahmen. Letzteres machte Ron Tygins in deren Augen zum Sünder.

Der letzte Schwulenmord lag zwar über hundert Jahre zurück und der alte Glauben spielte keine große Rolle mehr, aber davon ließ sich der Doktor nicht täuschen. Für einen von Menschen besiedelten Planeten in der Nähe der cardassianischen Grenze lagen die Vorteile einer Föderationsmitgliedschaft auf der Hand. Diese konnte man aber nur haben, wenn man auf Gewalt und offene Diskriminierung von Minderheiten verzichtete.

Leonard hatte einerseits Recht: Heutzutage durften Homosexuelle nicht mehr umgebracht, zusammengeschlagen oder von bestimmten Berufen ausgeschlossen werden. Es gab sogar Alibi-Schwule in alle Führungsgremien. Einer von ihnen war Leonard. Allerdings konnte kein Antidisk-

³ „Batty Boys“ und „Chi Chi Men“ sind Schimpfwörter für Homosexuelle in Jamaica.

riminierungsgesetz der Föderation verhindern, dass er seit seinem Outing von Kindern mit Dreck beworfen wurde. Oder dass sich bei den Ratsversammlungen niemand neben ihn setzen wollte. Oder dass seine Fensterscheiben immer wieder eingeschlagen wurden.

Auch Dr. Tygins wurde nicht gerade freundlich empfangen, wenn er seine Familie besuchte, aber in seinem Fall beschränkten sich die Feindseligkeiten darauf, dass er auf der Straße nicht begrüßt wurde oder die Kellner im Café ihn stundenlang warten ließen. In all den Jahren hatte er seinen Freund immer wieder bekümmert, die Kolonie zu verlassen, aber Leonard meinte, ein Mensch könne nicht für seine Rechte eintreten, wenn er den leichten Weg wählte. „Ist Martin Luther King etwa weggelaufen, als ihm die Weißen die Hölle heiß gemacht haben? Oder Ghandi? Oder Nelson Mandela?“ pflegte er jedesmal zu sagen. „Und denen sind nicht bloß die Blumen eingegangen, weil ihre Nachbarn in die Geranienkübel pissen – die haben buchstäblich alles riskiert! Glaubst du, die Menschheit wäre da, wo sie heute steht, wenn diese Männer den Schwanz eingeknickt hätten, weil sie zu Hause nicht Everybody’s Darling waren?“

Tygins hatte diesem Argument nichts entgegenzusetzen und musste sich eingestehen, dass sein Freund in dieser Beziehung mutiger war, als er. Aber er wollte mit der Person, die er liebte, sein Leben teilen, und sich nicht ständig rechtfertigen müssen, weil diese Person ein Mann war. Auf einer Welt, wo das nicht möglich war, würde er sich nie heimisch fühlen. Im Gegensatz zu seiner Schwester Rebecca konnte er mit dem Gedanken leben, dass die Kolonie eines Tages aufgegeben werden musste. Jedenfalls legte keinen besonderen Wert auf deren „kulturelles Erbe“. Er hasste es, was die Cardassianer aus Dreyla 7 machten – andererseits empfand er beinahe hämische Freude bei Vorstellung, dass seine „rechtschaffenen“ Bewohner auf den „sündigen“ Föderationswelten Fuß fassen mussten. Vielleicht lernten sie dort endlich ein bisschen Toleranz.

Aber nun war alles anders gekommen, denn die Sternenflotte war keine Heimstatt mehr für Tygins. Vielleicht hatte ihn ein Kreuzweg des Schicksals zurück nach Dreyla 7 geführt. Vielleicht war es an der Zeit, endlich Farbe zu bekennen und seinem Freund zur Seite zu stehen.

Eine abgehackte Folge von Signaltönen weckte die Aufmerksamkeit des Doktors und holte ihn in die Gegenwart zurück. Die Comm-Anlage piepte unaufhörlich. Eindeutig ein Notruf!

„Computer, die Quelle des Notsignals lokalisieren“, befahl er und ging unter Warp.

Doch als der Computer mit wohlklingender, emotionsloser Stimme die Koordinaten bekannt gab, lief dem Doktor ein Schauer über den Rücken. Das Signal kam eindeutig aus dem verbotenen Sektor 427. Es wies zwar eine Föderationssignatur auf und berechtigte ihn somit, in die Sperrzone zu fliegen ... aber wenn er sich nun irrte? Oder wenn das eine Falle war? Oder wenn der Absender dieses automatischen Signals längst nicht mehr am Leben war?

Tygins schüttelte seine Bedenken innerhalb weniger Minuten ab. Als Arzt konnte er nicht einfach ignorieren, dass dort jemand Hilfe brauchte. Jemand, der womöglich schwer verletzt war.

Als er daran dachte, wie viele Menschen in diesem Sektor schon verschwunden waren, wurde ihm zwar flau im Magen, aber er atmete tief durch und gab den ermittelten Kurs ein.

„Warnung!“ meldete der Computer. „Der von Ihnen programmierte Kurs führt in einen gesperrten Sektor gemäß Sternenflottenorder Nr. 1287 und des Föderationsratsbeschlusses vom ...“

„Ach, halt die Klappe!“ fuhr Tygins dazwischen.

Bevor er wieder auf Warp ging, setzte er noch schnell eine Nachricht an seinen Liebsten ab. „Len, falls ich nicht zurückkehre, dann berichte deinen wertigen Mitbürgern, dass dein Chi-Chi-Tuntenfreund sein Leben auf 's Spiel gesetzt hat, um ein anderes zu retten ... wie es jeder richtige Mann tun würde“, schloss er stockend.



„Guten Morgen, Captain!“ rief der Doktor fröhlich, als Lairis endlich die Augen aufschlug. Die Bajoranerin hob den Kopf und runzelte die Stirn, als sie zuerst eine niedrige, gewölbte Decke über sich sah und dann in das Gesicht von Dr. Ron Tygins blickte. Offensichtlich befand sie sich in einem kleinen Schiff, das den Shuttles der Casablanca sehr ähnlich war.

Aber was machte Dr. Tygins hier? „Entweder Sie sind schon wieder versetzt worden oder ich halluziniere immer noch“, bemerkte sie schläfrig.

Tygins lächelte. „Was heißt, Sie halluzinieren immer noch?“

„Das ist eine komplizierte Geschichte und ziemlich verrückt.“

Der Doktor zuckte die Schultern. „Das ganze Universum ist verrückt.“

Es wird ja auch von einem ehemaligen Sternenflottencaptain kontrolliert, der auf die heilende Kraft von Edelsteinen und alten Liebesfilmen schwört, antwortete Lairis in Gedanken.

Aber sie sprach es nicht laut aus. Statt dessen fragte sie: „Wo sind wir hier?“

„In meinem Shuttle, auf dem Weg nach Deep Space Four. Es fliegt zur Zeit mit Autopilot, aber da kann nichts passieren. Ich habe Sie bewusstlos auf einem Planeten in Sektor 427 gefunden. Ihr Schiff hat ein automatisches Notsignal gesendet und ich war – wie man so schön sagt – zufällig in der Gegend.“ Tygins blickte sie besorgt an und wählte seine Worte sorgfältig, als er fortfuhr: „Captain, ich möchte Ihnen keine Angst machen – aber wenn ich nicht rechtzeitig vorbei gekommen wäre, würde Sie vielleicht nicht mehr leben. Sie hatten offensichtlich einen schweren Schock erlitten, der die Folge eines physischen Traumas oder einer tödlichen Verletzung sein könnte. Allerdings finde ich keinerlei Hinweise auf eine solche Verletzung! Abgesehen davon, dass Ihr Adrenalin Spiegel immer noch stark erhöht ist und dass Sie ganz offensichtlich unter Erschöpfungszuständen leiden. Jedenfalls haben Sie fast zwanzig Stunden lang geschlafen.“

Captain Lairis atmete tief durch und senkte den Blick. Sie wirkte nach wie vor blass und ausgelaugt, unter ihren Augen lagen dunkle Schatten. „Das war aber auch eine Scheißwoche! Wahrscheinlich die schlimmste meines Lebens.“

Tygins blickte sie betroffen an. „Die schlimmste Woche meines Lebens ...“ Aus dem Mund einer bajoranischen Ex-Widerstandskämpferin, die die Spuren der cardassianischen Tyrannei für jeden sichtbar auf der Stirn trug, sollte das etwas heißen!

„Was starren Sie mich so an?“ fragte sie leicht gereizt.

„Entschuldigung“, murmelte er. „Ich habe mich nur gefragt, warum Sie das da ...“ Er deutete flüchtig auf die Narbe an ihrer rechten Schläfe. „... nicht längst entfernen lassen.“

„Ach ...“ Ihre Fingern wanderten unwillkürlich über ihr Gesicht. „Ohne diese Narbe würde ich doch aussehen wie ein Versandhausmodell.“

Tygins musste wieder Willen lachen, wurde aber einen Moment später wieder ernst. „Ich dachte erst an ein Trauma infolge eines Absturzes – aber das kann eigentlich auch nicht sein, weil Ihr Schiff kaum beschädigt war. Die einzige Erklärung, die mir einfällt, sind Spätfolgen Ihrer Quickeen-Infektion. Ich war von Anfang an der Meinung, Sie hätten nicht so früh entlassen werden sollen!“ Beim letzten Satz schwang ein vorwurfsvoller Unterton in seiner Stimme mit.

Die Bajoranerin schüttelte den Kopf. Ärzte! Immer mussten sie zuerst nach einer organischen Ursache für alle Probleme suchen. „Doktor, haben Sie sich nie gefragt, warum Sektor 427 zur verbotenen Zone erklärt worden ist?“ wollte sie wissen.

„Doch, natürlich! Ehrlich gesagt, hatte ich Angst vor dem, was mich dort erwartet.“

„Zu Recht!“ stieß Lairis hervor. Sie begann mit der Zerstörung der Casablanca, ihrer Flucht aus dem brennenden Schiff und ihrer Notlandung auf dem unbekanntem Planetoiden. Als sie vom Sterben ihrer Offiziere berichtete, wurde ihre Stimme brüchig. Den Teil über Captain In Serra sparte sie geschickt aus.

„Hm, die Sternenflotte hatte ja schon den einen oder anderen Kontakt mit anorganischen Lebensformen“, sinnierte Tygins. „Die Hortas, das Kristallwesen, das Omicron Theta vernichtet hat ... Sie sagten was von einer Handvoll Wesen dieser Art. Aber wo sind die anderen? Wie verständig sind sie? Wie vermehren sie sich? Können Sie sich fortbewegen? Falls ja: Wie?“

Lairis zuckte ratlos die Achseln. Sie war nicht auf die Idee gekommen, Captain Inserra solche Fragen zu stellen. Für die Kreatur selbst hatte sie sich herzlich wenig interessiert – nur dafür, wie sie so schnell wie möglich ein paar Lichtjahre zwischen sich und dieses Biest bringen konnte. Sie war keine Wissenschaftlerin, aber vor zwanzig Jahren war auch sie zur Akademie gegangen, um den Weltraum zu erforschen. Hatte sie dieses Ziel etwa vollständig aus den Augen verloren?

„Womöglich sind diese Wesen Milliarden von Jahren alt, vielleicht haben sie sich lange vor unserer Zeit in einem bestimmten Sternensystem entwickelt. Die besondere Strahlung der Sonne – oder was auch immer – hat dafür gesorgt, dass sich Leben entwickelte. Allerdings entwickelte sich das Leben nicht auf den Planeten, sondern die Planeten selbst waren das Leben!“

„Eine faszinierende Theorie!“ meinte der Doktor. „Ich habe das Gefühl, diese Spezies wird die Sternenflotte noch mal ganz schön in Atem halten!“

„Sobald ich ausgeschlafen habe, schicke ich einen Bericht ans Flottenkommando. Allerdings fürchte ich, die haben zur Zeit andere Sorgen.“

„Gewiss“, gab Tygins lapidar zurück. „Sagen Sie, wie haben Sie eigentlich herausgefunden, was mit diesem Weltraumwesen los ist?“

Lairis zögerte lange mit einer Erklärung, blickte dem Arzt nur forschend in die Augen. Nach einer Zeit, die für Tygins quälend langsam verging, weil er vor Neugier brannte, fragte sie schließlich: „Doktor, glauben Sie eigentlich an Gott?“



Lairis fühlte sich fremd: Fremd in ihrem eleganten bronzefarbenen Abendkleid, fremd zwischen all den fröhlichen, ausgelassenen, Sekt schlürfenden Offizieren. Drei Tage waren vergangen, seit Doktor Tygins sie nach Deep Space Four gebracht hatte. In diesen Tagen hatte sie ihr Gästequartier kaum verlassen. Die schrecklichen Ereignisse in Sektor 427 waren zwar nur eine Illusion gewesen, aber die Erinnerungen daran ließen den Captain nicht los. Sie konnte Fähnrich Wheeler nicht ansehen, ohne an den Glassplitter in ihrem Bauch zu denken ... an das viele Blut. Marcs freches Grinsen wurde überschattet von dem verbrannten Gesicht aus ihrer Vision. Und Jerad ... Lairis war einerseits froh, ihn nicht zu sehen, andererseits traurig und enttäuscht. Er hatte ihr lediglich eine schriftliche Nachricht geschickt, darin hieß es, dass er sich riesig freute, weil sie noch am Leben war. Er hätte das Schlimmste befürchtet. Allerdings glaubte er, dass es für ein Wiedersehen mit ihr noch zu früh sei, denn sein neuer Symbiont bescherte ihm ein ziemliches Gefühlschaos.

Lairis hatte so etwas beinahe schon befürchtet. Sie wollte über Jerad nicht nachdenken – trotzdem wachte sie jede Nacht auf und diskutierte in Gedanken mit ihm. Oder stellte kühne Spekulationen über den Charakter seines Symbionten an. Es war sinnlos, aber es lenkte sie von den Alpträumen ab, in denen sie entweder von den Leichen ihrer Offiziere oder von Jen'Thal, dem Wechselbalg in ihrer Gestalt, verfolgt wurde.

„Meine Güte, Ilana, ein fröhliches Gesicht sieht anders aus!“ bemerkte eine männliche Stimme in ihrer Nähe. Sie wandte sich um und sah Captain Charles Devereaux mit einer Sektflasche und zwei Gläsern auf sich zukommen.

Lairis zwang sich zu einem Lächeln. „Glaub mir, ich finde es echt süß, dass ihr eine Party für mich veranstaltet. Das ist ... großartig!“

„Wir finden, du hast lange genug meditiert und dich hinter der Comm-Anlage vergraben!“

„Ach so, und ich dachte, ihr freut euch einfach, dass ich noch lebe?“ Sie hob die Augenbrauen.

Devereaux lächelte schelmisch. „Natürlich, natürlich! Dieses Manöver ...“ Sein Arm beschrieb einen Kreis um all die Gäste, die sich in der lauschigen Stationsbar drängten. „... war von langer Hand geplant. Allerdings meinte Doktor Tygins, du brauchst noch ein paar Tage Ruhe. Unsere Ärztin meinte das ebenfalls. Also haben wir dir eine Gnadenfrist von drei Tagen eingeräumt, um deine Augenringe loszuwerden.“

„Versuch du erst mal was gegen dein Rotweinbegräbnis zu tun, das du Bauch nennst!“ Lairis boxte ihm lachend in die Seite.

„Ich habe keinen Bauch – meine Uniform wirft einen Beule“, protestierte Devereaux. „Na, wenigstens lächelst du wieder. Und du siehst Klasse aus, das meine ich ernst!“

„Danke“, erwiderte sie verlegen.

„Wo steckt eigentlich Julianna?“

„Sie kommt morgen mit dem nächsten Passagierschiff von der Erde. Sicher wird sie sich ärgern, weil sie den ganzen Spaß hier verpasst.“

„Tja, wir sind leider eine sehr beschäftigte Crew und alle Termine unter einen Hut zu bringen, ist nicht leicht ... Wir geben später noch eine Party für deine Tochter.“

Die Bajoranerin lächelte dankbar, während der Kommandant von Deep Space Four beide Sektgläser füllte. Eines davon reichte er Lairis. „Auf die Zukunft“, erklärte er und die Gläser klirrten. „Jetzt wo Layton weg ist, kann es nur besser werden.“

„Hoffen wir es! Ich bete, dass es keinen Krieg gibt.“ Gedankenverloren beobachtete sie die Bläschen, die aus der perlenden Flüssigkeit aufstiegen. „Hey, in meinem Sekt schwimmen Hundehaare!“ rief sie plötzlich mit gespielter Empörung. Da prusteten sie und Devereaux gleichzeitig los und die Gäste in ihrer unmittelbaren Nähe drehten sich verwundert um.

„Apropos Zukunft: Hat die Sternenflotte schon eine Idee, was sie mit dir und deinen Leuten anfangen will – jetzt, da Layton hinter schwedischen Gardinen sitzt?“

Lairis winkte ab. „Ich habe ein paar Mal nachgefragt, aber mit ihrer Umstrukturierung sind die voll beschäftigt! Seit Layton und seine Bande aus den Ämtern gejagt wurden, müssen sie eine Menge hoher Posten neu besetzen. Dazu kommt noch die neue Sicherheitsstrategie ...“

„Hm, da müsste sich doch was für dich finden lassen.“

„Sicher. Ich denke, ich bewerbe mich für das Kommando der Tyriac-Basis.“

Devereaux runzelte die Stirn. „Die liegt an der bajoranisch-cardassianischen Grenze ...“

„Admiral Hayes meinte, ein Sternflottencaptain bajoranischer Herkunft wäre die Idealbesetzung und ich hätte den Job so gut wie sicher.“

„Aber es hieße auch, die Cardassianer ständig vor der Nase zu haben.“

„Ich weiß wenigstens, wie man mit ihnen fertig wird. Außerdem sind sie durch den Krieg mit den Klingonen mehr als abgelenkt.“

„Hast du das mit Edwardson gehört?“ wechselte Devereaux das Thema.

„Captain Edwardson von der Defender?“ Lairis verzog das Gesicht. „Ich fürchte, der Starfleet Observer wird eine Woche lang über nichts anderes berichten. Wann kommt es schon mal vor, dass ein Captain nach dem Jungfernflug seines Schiffes in Handschellen von der eigenen Brücke abgeschleppt wird?“

„Klingt, als wäre dieses Kommando auf jeden Fall frei.“

Die Bajoranerin lachte höhnisch auf. „Charles, davon träume ich in meinen schlaflosen Nächten! Wahrscheinlich gibt es eine Bewerberliste, die so lang ist, wie der Korridor!“

„Ich würde sagen, probieren geht über studieren“, meinte Lieutenant van de Kamp, der sich eben zu ihnen gesellt hatte, mit Commander Prescott und Doktor Tygins im Schlepptau.

„Wenn ihr ernsthaft glaubt, ich hätte Chancen, sollte ich mich wohl sehr geschmeichelt fühlen“, gab die Bajoranerin zurück.

„Warum nicht, Sie sind jetzt berühmt“, mischte sich Prescott ein und blickte mit einem schwärmerischen Ausdruck, über den sich sein bester Freund Marc van de Kamp insgeheim köstlich amüsierte, zu dem Captain auf. „Ihr Foto war sogar schon auf der Titelseite des Starfleet Observer.“

„Was? Nein!“ heulte Lairis entsetzt auf. „Soll das heißen, dass mir demnächst die gesammelte Journaille der Föderation auf die Bude rückt?“

„Nun ja ...“ Deveraux kratzte sich verlegen am Kopf. „Zuerst hast du ein paar Wechselbälger erfolgreich übers Ohr gehauen, die dich gefangen genommen und gefoltert hatten, dann fliegst du dein eigenes Schiff zu Klump, um einen Bürgerkrieg zu verhindern, und nun kehrst du sogar lebend aus dem berüchtigten Sektor 427 zurück ...“

„Ich sagte ja, das war eine Scheißwoche!“

„... tja, ehrlich gesagt, hattest du bisher nur Ruhe vor den Reportern, weil Dr. Eisenberg sie erfolgreich abgewimmelt hat – mit der Begründung, du wärst noch zu krank, um Interviews zu geben. Aber damit werden die sich nicht ewig hinhalten lassen.“

„Was meinst du: Ob mir Dr. Eisenberg ein neues Gesicht verpassen kann, wenn ich untertauchen muss?“ rief die Bajoranerin verzweifelt.

„Natürlich könnte sie – aber es wäre verdammt schade“, erwiderte Deveraux mit einem Augenzwinkern und Prescott schmunzelte.

Lieutenant van de Kamp räusperte sich. „Captain, ich denke, ich habe eine brillante Idee, wie wir Captain Kitamuras Sicherheitsbox geknackt kriegen. Schande über mich, dass ich erst nach vier Gläsern Sekt darauf gekommen bin ...“

„Macht nichts, Lieutenant, ich bin gespannt wie die Sehne meine Jagdarmbrust!“

„Also, ich habe mit allen Mitteln versucht, das verdammt Ding aufzukriegen, immer wieder. Irgendwann war ich völlig vernagelt, habe den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr gesehen ...“ Marc senkte die Stimme und alle steckten ihre Köpfe enger zusammen. „Aber plötzlich habe ich mich wieder an dieses anorganische Weltraummonster erinnert – und was Captain Lairis alles über die Kreatur erzählt hat. Sagte Captain Inserra nicht, es würde Energie fressen?“

„Captain Inserra?“ wunderte sich Prescott. „Ich dachte, die wäre tot?“

„Definitionssache“, schnitt ihm Lairis das Wort ab. Sie war es gründlich leid, diese Geschichte zu erzählen – zumal ihr dabei jedes Mal schlimme Erinnerungen hochkamen. Doktor Tygins, Lieutenant van de Kamp und Captain Devereaux waren die Einzigen, die wussten, was tatsächlich passiert war.

Marc leckte sich ein paar Mal über die Lippen. Er wirkte regelrecht kribbelig vor Aufregung, als er fortfuhr. „Sein Fresszyklus fängt doch in zwei oder drei Tagen an, oder?“

Plötzlich war Lairis völlig klar, worauf ihr Ingenieur hinauswollte. „Bei den Propheten, Sie sind ein Genie, Marc! Schande über mich, dass ich nicht selbst auf die Idee gekommen bin!“

Auch Captain Devereaux lächelte wissend.

„Kannst du's bitte für mich noch mal wiederholen? Ich hab nämlich noch nicht gerafft, worauf du hinaus willst.“ Prescott stieß seinen Freund sachte mit dem Ellenbogen an.

„Also gut, der Planet, auf dem Captain Lairis abgestürzt war, ist in Wirklichkeit ein anorganisches Weltraumwesen. Empfindungsfähig, aber nicht vernunftbegabt. Es ernährt sich von Energie und saugt alle zwei Monate sämtliche Energiequellen in der näheren Umgebung leer. Bis auf die Sonne, die ist selbstverständlich zu groß, um sie leer zu saugen. Richtig, Captain?“

Lairis nickte. Ihre Augen leuchteten erwartungsvoll auf.

„Alles, was wir tun müssen, ist zu diesem Planeten – ich meine: der Kreatur – zu fliegen, die Box schnell runter zu beamen und in ein paar Tagen wieder abzuholen.“

„Ich sehe da nur ein Problem ...“ Die Begeisterung des Captains erhielt einen Dämpfer. „Diesmal gibt es leider keinen Notruf, der es rechtfertigt, in den verbotenen Sektor zu fliegen. Es sei denn, mein Shuttle sendet immer noch.“

„Nein, ich habe es abgestellt“, entgegnete Tygins. „Ich wollte nicht riskieren, dass irgendwelche Schiffe für Nichts und wieder Nichts in eine Gefahrenzone gelockt werden.“

„Das haben Sie vollkommen richtig gemacht, Doktor. Allerdings bedeutet das auch: Wer immer in Sektor 427 fliegt, riskiert seine Karriere. Und mehr als das!“

Prescott und van de Kamp hielten den Atem an. Wem würde Lairis den Befehl erteilen?

„Ich werde dort hin fliegen“, erklärte Ron Tygins fest.

Der Captain wirkte bestürzt. „Doktor!“

„Hören Sie, es war meine verrückte Idee – also ist es nur fair, wenn ich das Shuttle fliege“, sprang Lieutenant van de Kamp ein.

„Es gibt keinen Grund, weshalb Sie Ihre Zukunft aufs Spiel setzen sollten, Lieutenant.“

„Und was ist mir Ihrer Karriere, Doktor?“

„Ich versaeue mir meine Karriere nicht, weil ...“ Tygins hielt kurz inne. „Weil ich meinen Dienst ohnehin längst quittiert habe.“

Vier Augenpaare starrten den dunkelhäutigen Arzt entgeistert an.

„Und das sagen Sie mir erst jetzt?“ rief Lairis.

„Bei allem Respekt, Captain – aber Sie sind nicht meine direkte Vorgesetzte und ich hielt es nicht für relevant.“

Diesem Argument wusste Lairis nichts entgegenzusetzen. „Darf ich wenigstens erfahren, warum Sie das getan haben?“ bohrte sie statt dessen nach.

Der Doktor atmete tief durch. „Das erkläre ich Ihnen gern, wenn ich zurück bin, Captain. Fürs Erste nur soviel: Nach Laytons Putschversuch und Kilari Kayns Tod erscheint mir die Sternenflotte nicht länger als eine Institution, die das Leben und den Frieden beschützt. Im Gegenteil: Es gibt Kräfte, die die Föderation in eine imperialistische Macht verwandeln wollen – und ich sehe nicht, dass wir unseren Stall wieder sauber kriegen, indem wir Layton und seine augenscheinlichen Handlanger wegputzen.“

„Ich möchte jetzt keine Grundsatzdiskussion mit Ihnen anfangen – aber Sie schießen über das Ziel hinaus, Doktor!“ hielt Lairis dagegen. „Und was denken Sie: Wer soll unseren Stall ausmisten, wenn anständige Leute wie Sie das Handtuch werfen? Wem wäre damit geholfen?“

„Meinem Gewissen.“

„Ach ja? Was würde Ihr Gewissen sagen, wenn die Jem'Hadar auf der Erde einfallen, wenn sie Ihre Freunde und Verwandten abschlachten – und Sie können nichts dagegen tun, weil Sie hier und heute beschlossen haben, sich aus allem rauszuhalten?“

Tygins knirschte mit den Zähnen. Der Captain hatte – ohne es zu wissen – seinen wunden Punkt getroffen. Genau dieselben Vorwürfe machte ihm Leonard, seit die Cardassianer begonnen hatten, die Kolonisten auf Dreyla 7 niederzumetzeln.

„Doktor, kann ich Sie einen Moment unter vier Augen sprechen“, bat Lairis.

Prescott, van de Kamp und Devereaux, die der Diskussion gleichzeitig fasziniert und betroffen gefolgt waren, zogen sich widerwillig, aber ohne Murren zurück.

„Wann genau haben Sie Ihren Dienst quittiert?“ hakte Lairis nach.

„An dem Morgen, bevor ich Sie gerettet habe. Ich war nämlich gerade unterwegs zu meiner Heimatkolonie, als ich Ihr Notsignal empfang.“

„Ironie des Schicksals: Hätten Sie nicht die Nase voll von der Sternenflotte gehabt, würde ich vielleicht immer noch ohnmächtig am Strand liegen ... aber das tut nichts zur Sache! Ich finde Ihre Entscheidung überstürzt und kindisch, obwohl ich Sie verstehen kann.“

„Ich hatte erwartet, dass Sie das sagen würden.“

„Haben Sie die Sache mit Benteen richtig ausdiskutiert?“

Tygins rollte die Augen. „Nein, ich habe ihr das verdammte PADD auf den Tisch geknallt und bin dann verschwunden.“

„Das ist nicht Ihr Ernst, oder?“

„Es ist mein voller Ernst. Ich kenne diese Frau zu gut, um freiwillig meine Zeit mit ihr zu verschwenden. Sie bekommt etwas auf den Tisch und leitet es an ihre Vorgesetzten weiter.“

„Ich werde beim Sternenflottenkommando nachfragen, ob sie das wirklich getan hat.“

Es war Tygins anzusehen, wie unbehaglich er sich beim Gedanken daran fühlte.

„Für den Fall, dass Ihr Rücktritt noch nicht offiziell sein sollte, mache ich Ihnen ein Angebot ...“
Der Doktor horchte auf.

„Sie bekommen meinen Thunderbird, um in Sektor 427 zu fliegen. Dieses Schiff ist weder Ihnen noch der Sternenflotte zuzuordnen. Wenn Sie also von der Raumüberwachung geblitzt werden, kommen die Ihnen wenigstens nicht gleich auf die Schliche. Für den unerwarteten Fall, dass Sie von einer Patrouille aufgegriffen werden, behaupten Sie, ich hätte Ihnen diese Aktion befohlen. Ich würde den Befehl natürlich bestätigen. Dann fliegen Sie zwar immer noch aus der Sternenflotte, aber Sie landen wenigstens nicht im Gefängnis.“

„Aber Sie“, gab Tygins zu bedenken.

„Ja, ich weiß, aber das ist mir die Sache wert. Außerdem hängt es auch vom Inhalt der Sicherheitsbox ab. Es ist gut möglich, dass wir das gesamte Flottenkommando in der Hand haben, wenn wir endlich an die Informationen kommen! Als Gegenleistung erwarte ich, dass Sie Ihre Kündigung zurückziehen, falls Sie nicht erwischt werden.“

„Sie wollen mich also erpressen?“

„Nein, ich besteche Sie, das ist ein feiner Unterschied.“

„Warum tun Sie das, Captain?“ fragte der Doktor geradeheraus.

„Sie haben mir schon zwei Mal das Leben gerettet und ich würde mich gern revanchieren. Zum Beispiel, indem ich Sie vor Ihrem eigenen irregeleiteten Idealismus bewahre.“

Tygins musste lächeln. Er konnte einfach nicht anders.

Unvermittelt nestelte er am Verschluss der Tasche, die über seiner Schulter hing. Schließlich zog er einen kupfern glänzenden Gegenstand heraus.

„Was ist das?“ fragte Lairis neugierig. Zunächst erkannte sie nur ein Stück Metall, leicht verbogen und mit Spuren von Ruß verschmiert.

Aber als Tygins ihr das Teil überreichte, lächelte sie wehmütig, ihre Fingerspitzen kribbelten und gleichzeitig war ihr zum Weinen zumute. „Wo haben Sie das her?“ fragte sie atemlos.

„Wir haben im Wrack der Casablanca nach Überlebenden gesucht – da fand ich das auf dem Boden. Ich weiß nicht, warum ich es behalten habe, aber dachte, Sie sollten es bekommen. Heute ist der richtige Zeitpunkt. Es ist Ihre Party.“

„Danke“, murmelte Lairis.

Andächtig strich sie über die blanke Oberfläche und die metallenen Lettern. Es war die Schiffsplakette der U.S.S. Casablanca. Zwar etwas angesengt, doch der Widmungsspruch war einwandfrei zu lesen: „Seien wir realistisch: Versuchen wir das Unmögliche!“

„Wie passend“, meinte Tygins mit einem fast unmerklichen Lächeln.

Kapitel 11: Die Büchse der Pandora

Zwei Tage später kehrte Doktor Tygins mit der Sicherheitsbox zurück.

„Sie ist offen“, erklärte er Captain Lairis, Captain Devereaux, Commander Prescott und Lieutenant van de Kamp, die bereits im Shuttlehangar auf ihn warteten.

„Und?“ bohrten Marc und Jeremy fast gleichzeitig nach.

„Schon mal was von der Büchse der Pandora gehört?“ gab er missmutig zurück. „Ja, ich gebe zu, ich war neugierig und habe das verdammte Ding geöffnet. Aber ich wünschte, ich hätte es nicht getan.“ Mit diesen Worten klappte er die Box auf und reichte Lairis ein Datenpadd, das darin lag. „Captain, bevor Sie mir wieder nahelegen, meinen Dienst fortzusetzen, sollten Sie sich das hier genau ansehen!“

„Ist das alles? Mehr war da nicht drin?“ fragte die Bajoranerin ungläubig.

Tygins nickte und drückte ihr die leere Box in die Hand. „Entschuldigen Sie mich, Captain. Ich brauche jetzt einen doppelten Whiskey!“

Mit leicht zusammengekniffenen Augen blickte Lairis ihm nach.

„Was meinen Sie, Captain: Schauen wir mal, was dem alten Brummbär so auf den Magen schlägt?“ fragte Lieutenant van de Kamp. Sein Tonfall wirkte aufgesetzt forsch und alle anderen ahnten, dass er die Anspannung, die jeder von ihnen fühlte, zu überspielen versuchte.

Wenige Minuten später versammelten sie sich in Captain Devereaux' Quartier und Lairis schaltete das PADD ein. Während sie den Inhalt überflog, wurde ihr Gesichtsausdruck immer finsterer.

„Nun spuck 's endlich aus, Ilana – was ist es?“ bohrte Devereaux, als er es vor Neugier nicht mehr aushielt.

„Captain Kitamuras persönliches Logbuch“, erwiderte Lairis nach einer kleinen Pause.

„Du lieber Himmel, was mag da wohl drin stehen, dass er es in einer Sicherheitsbox Typ Vier verrammeln musste!“ wunderte sich Prescott.

Lairis achtete nicht auf ihn, sondern blickte Devereaux eindringlich an. „Stell dein Comm-System ab – bitte! Lass es am besten wie eine Fehlfunktion aussehen! Wenn unsere Unterhaltung aufgezeichnet wird, könnte das richtig Ärger bedeuten. Vielleicht nicht für uns, aber auf jeden Fall für die Föderation.“

„Das bedeutet, Tygins hatte Recht?“ hakte Marc nach.

Lairis nickte betrübt. „Glauben Sie mir – ich bin auch schon kurz davor, aus der Sternenflotte auszutreten!“

„Klingt, als hättest du da eine Bombe in der Hand“, stellte Devereaux besorgt fest. Er nahm seine Fernbedienung, drückte ein paar Tasten und legte das Gerät anschließend zurück auf den Tisch. „So, das Comm-System ist deaktiviert und ich platze vor Neugier.“

„Neugier ist eine verdammte gefährliche Eigenschaft“, entgegnete Lairis trocken.

Sie atmete einmal tief durch, dann begann sie vorzulesen:

„In letzter Zeit träume ich immer wieder, dass die Abendsonne sich plötzlich schwarz färbt und einzelne orangerote Wolken vorbei ziehen. Oder dass ich aus dem Fenster schaue und unser Kirschbaum steht in Flammen. Manchmal fliege ich auch mit einem Schwarm von Kranichen über San Francisco ... dann fallen alle Vögel nacheinander vom Himmel ... ohne Vorwarnung. Und ich falle mit ihnen, stürze den Häuserschluchten entgegen, dem harten Betonboden ... ich weiß genau, wenn ich aufschlage, ist es vorbei mit mir. Aber zum Glück wache ich auf, bevor es passiert.“

Ich brauche keinen Rat unseres Conselors, um zu wissen, dass das Todesträume sind. Ein Teil von mir ahnt seinen eigenen Tod voraus – vielleicht sogar mehr als nur den eigenen. Es sind natürlich irrationale Ängste, die mich nicht von meiner Pflicht abhalten dürfen. Aber sie werden immer schlimmer, je näher der Tag der Konferenz rückt.

Admiral Layton hat mir immer wieder versichert, dass alles bestens durchgeplant und organisiert wurde und dass nichts schief gehen kann. Natürlich habe ich meine Bedenken geäußert und wollte sicher gehen, dass keine Menschen getötet werden. Auch keine Romulaner.

Keine Sorge, meinte der Admiral. Ich müsste den Sprengsatz nur unauffällig in einer dieser geschmacklosen Deko-Vasen platzieren, etwa fünfzig Minuten abwarten und ihn im richtigen Moment wie durch Zufall entdecken. Dann hätte ich noch genügend Zeit, um eine Warnung auszurufen und den Saal zu evakuieren. Schließlich soll die Bombe erst nach siebzig Minuten hochgehen. Die Überwachungskamera wird mit einer falschen Aufzeichnung gespeist, die zeigt, wie sich die Vase in einen Wechselbalg verwandelt. Wenn ich das geschafft habe, bin ich in den Augen der Föderation und der Romulaner ein Held.

Ich fragte den Admiral, ob wir einen Plan B hätten, falls die Romulaner misstrauisch werden. Er antwortete, dass wir keinen Plan B brauchen, weil der Erfolg der Mission allein von mir abhängt – und er könnte sich für diese Aufgabe keinen besseren Mann vorstellen, als mich.

So geehrt ich mich auch fühle, läuft mir jedesmal ein Schauer über den Rücken, wenn ich an dieses Gespräch denke. Laytons herzliche Worte standen für eine Sekunde im krassen Gegensatz zum Ausdruck seiner Augen ... dieser fanatische Glanz – und gleichzeitig diese Gefühllosigkeit. Da fällt mir unwillkürlich der Spruch ‚Wo gehobelt wird, fallen Späne‘ ein. Ich fürchte, in diesem Moment haben wir einander angesehen und uns gegenseitig erkannt.

Ab und zu spiele ich mit dem Gedanken, wenigstens den Zeitzünder zu überprüfen.

Aber, verdammt, ich sollte mich schämen, so etwas überhaupt zu denken! Der Admiral ist ein ehrenwerter Mann, der kein einziges Leben sinnlos opfern würde! Es gibt nur Sachschäden und wenn wir Glück haben, werden dadurch ein paar Köpfe zurecht gerückt. Schließlich meint unser Geheimdienst, dass die Wechselbälger längst auf der Erde angekommen sind, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie Bomben legen oder wichtige Funktionäre umbringen und ersetzen. Wenn unser Plan erfolgreich ist, bekommen sie gar nicht erst die Gelegenheit dazu, denn wir werden sie jagen und wir werden sie vernichten! Aber das geht nur, wenn gewisse Warmduscher einsehen, wie notwendig eine militärische Aufrüstung der Sternenflotte ist!

Natürlich würden wir damit Verrat begehen. Ich nehme an, das ist der Grund, weshalb ich manchmal nachts aufwache und das sichere Gefühl habe, ich begehe einen Fehler.

Einen unverzeihlichen Fehler.“

Lairis ließ das PADD sinken und blickte direkt in die versteinerten Mienen der anderen Offiziere. „Ich hätte es auch im audiovisuellen Modus abspielen können – aber irgendwie hätte es mir noch gefehlt, diesen Wahnsinn original aus Captain Kitamuras Mund zu hören.

„Warum hat er so was Brisantes überhaupt aufgezeichnet, um es anschließend in den Gartenteich zu werfen?“ wunderte sich Marc, der als erster seine Sprache wiederfand.

„Andere Sorgen haben Sie nicht, Lieutenant?“ Lairis runzelte die Stirn. „Wenn das hier ...“ Sie hielt kurz das PADD hoch. „... in die falschen Hände gerät, haben wir womöglich einen Volksaufstand am Hals. Oder einen Krieg mit den Romulanern. Im unglücklichsten Fall beides.“

Marc nickte. „Eben. Das muss Kitamura doch klar gewesen sein! Jemand, der sich an einer kriminellen Verschwörung beteiligt, trägt das normalerweise nicht in sein Logbuch ein. Okay, er hatte zwar eine gute Idee, um das Ding verschwinden zu lassen ...“

„Ich nehme an, er musste sich den ganzen Mist von der Seele reden, sonst wäre er durchgedreht“, überlegte Lairis. „Er war immerhin an einem Putsch beteiligt und dabei hatte er Zweifel, die er sich nicht mal selbst eingestehen mochte.“

„Eigentlich kann er einem Leid tun“, meinte Captain Devereaux.

Prescott fuhr hoch. „Bei allem Respekt, Sir – aber dieser Fanatiker hat siebenundzwanzig Personen ermordet, auf der Erde ein Chaos angerichtet und ...“

„Er hat es nicht gewollt – das glaube ich ihm unbesehen!“

„Trotzdem sollten Sie sich Ihr Mitleid für Leute aufheben, die es verdienen! Kitamuras Sohn zum Beispiel, der jetzt ohne Familie aufwächst, weil sein lieber Vater meinte, er muss den bedingungslos loyalen Kamikaze-Samurai geben!“

„Ich bleibe dabei, dass Captain Kitamura den Tod nicht verdient hat“, beharrte Devereaux. „Ja, er war fanatisiert und verblödet, sicher hat er von Layton eine Gehirnwäsche erhalten ... aber wir dürfen dabei nicht vergessen, dass er nur ein Baueropfer war. Oder glaubt jemand im Ernst, es war ein Unfall, dass die Bombe vorzeitig hochgegangen ist? Layton konnte keinen Komplizen gebrauchen, der auch nur ansatzweise ethische Skrupel hatte.“

„Wollen Sie damit andeuten, alle anderen Offiziere, die in die Sache verwickelt waren, hätten ohne Skrupel in Kauf genommen, dass Captain Kitamura und die übrigen Konferenzteilnehmer sterben?“ fragte Prescott fassungslos.

„Wer weiß, vielleicht wissen ja weder Benteen noch Edwardson noch sonst irgendwer, von wem die Bombe tatsächlich gelegt wurde. Nur Layton und Kitamura. Jetzt seit bitte nicht schockiert, aber wenn ich mich mal in Layton versetze, erscheint es mir nur logisch, den Kreis der Mitwisser so klein wie möglich zu halten.“

„Und die lästigen Mitwisser anschließend wegzuputzen“, ergänzte Lairis voller Bitterkeit.

Devereaux zuckte die Schultern. „Irgendjemand, vielleicht sogar der Admiral selbst, muss dafür gesorgt haben, dass die Zeitschaltuhr einen Tick zu schnell läuft.“

Prescott schüttelte heftig den Kopf. „Tut mir Leid, da sträubt sich bei mir alles! Vielleicht war es doch eine Fehlfunktion, die nicht rechtzeitig bemerkt wurde.“

„Ja, und morgen kommt der Osterhase!“ hielt Devereaux zynisch dagegen.

„Ich muss Charles leider Recht geben“, schaltete sich Lairis ein.

„Ich auch“, sagte Marc. „Selbst der schlechteste Kadett in meiner Klasse wäre in der Lage gewesen, ein falsch tickendes Uhrwerk zu reparieren.“

„Okay, es gibt einige Indizien dafür, dass Kitamuras Tod kein Unfall war. Aber beweisen können wir es nicht!“ Prescott versuchte wie immer, seinen Glauben an das Gute im Sternenflottenkommando bis zuletzt aufrecht zu erhalten.

„Offiziell gibt es noch nicht einmal einen Beweis dafür, dass die Bombe von der Sternenflotte gelegt worden ist“, gab Lairis zu bedenken. „Captain Edwardson hat im Verhör zwar zugegeben, dass er in Laytons Namen die Flotte von subversiven Elementen säubern wollte ... auch dass er mitgeholfen hat, die globale Energieversorgung lahmzulegen ... aber keiner von Laytons Kungelrunde wird absichtlich oder unabsichtlich an der Erklärung rütteln, dass die Konferenz in Antwerpen von Wechselbälgern in die Luft gejagt wurde.“

„Ich bezweifle, dass überhaupt jemand an dieser Erklärung rütteln will“, sinnierte Devereaux. „Das wäre genauso verheerend, wie einem streng gläubigen Bajoraner seine Propheten wegzunehmen.“ Dabei blickte er Lairis tief in die Augen.

„Ich verstehe, worauf du hinaus willst“, erwiderte diese.

„Aber haben die Bürger der Föderation nicht auch ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren?“ protestierte Marc. „Ich hatte ja schon immer vermutet, dass die Bombe nicht von Wechselbälgern gelegt wurde – doch jetzt können wir es sogar beweisen!“

„Und was machen wir nun mit diesem Beweis?“ fragte Prescott müde. „Der richtet doch schlimmere Verheerungen an, als die Bombe selber! Selbst wenn wir annehmen, dass unsere eigenen Leute damit umgehen können – was ist mit den Romulanern? Wir müssten ihnen klar machen, dass ein Sternenflottenoffizier zwölf ihrer ranghöchsten Diplomaten in die Luft gesprengt hat! Und es ist ja nicht so, dass sie bisher unsere besten Freunde waren ... vermutlich lauern ihre Hardliner schon auf die nächste Gelegenheit, uns den Krieg zu erklären!“

„Ja, die Gefahr sehe ich auch“, pflichtete Lairis ihm bei.

„Nun, die Romulaner würden zwar mitkriegen, dass die Verantwortlichen bestraft werden – aber das genügt ihnen unter Umständen nicht“, überlegte Devereaux betrübt.

„Sicher nicht. Schließlich wird niemand geköpft, gevierteilt oder bei Wasser und Brot in den Dilliumminen angekettet“, lautete der sarkastische Kommentar von Lairis.

Lieutenant van de Kamp starrte schweigend auf den Teppich. Diese Entwicklung gefiel ihm überhaupt nicht – aber aus seiner Sicht hatte es keinen Zweck mehr, zu diskutieren. Er wusste, dass es noch einen weiteren Grund gab, um die Wahrheit über den Anschlag vor der Öffentlichkeit und vor allem vor den Romulanern geheim zu halten: die Tarnvorrichtung der USS Defender. Marc nahm nicht an, dass die Admirals auf einen taktischen Vorteil dieses Kalibers freiwillig verzichten würden. Falls jedoch bekannt werden sollte, dass Layton das Attentat inszeniert hatte, um den romulanischen Senat zu einer Änderung des Algeron-Vertrags zu bewegen, gab es für die Romulaner nicht nur einen Kriegsgrund, sondern zwei.

„Also, was machen wir damit?“ wiederholte Prescott seine Frage.

„Das haben nicht wir zu entscheiden“, antwortete Lairis nach kurzem Zögern. „Ich bringe dieses Ding zum Chief Admiral – wer immer das in Zukunft sein mag.“

„Aye“, erwiderte Prescott und die anderen nickten.

Selbst Lairis, die schon bei vielen Gelegenheiten versucht hatte, die Befehlshierarchie zu umgehen, wenn sie es für notwendig hielt, war in diesem Fall froh, die Verantwortung abschieben zu können.

Prescott seufzte. „Hoffen wir, dass das Flottenkommando die richtige Entscheidung trifft!“

„In diesem Fall kann es keine richtige Entscheidung geben – nur mehrere falsche“, gab Lairis traurig zurück.

To be Continued ...

Star Trek DEFENDER

Episode 04: “Todesvisionen”

Captain Lairis ist mit ihrer Rettungskapsel auf einem unwirtlichen Planeten abgestürzt und muss zusehen, wie ein Mitglied ihrer Crew nach dem anderen stirbt.

Doch die Ereignisse nehmen seltsame Wendungen und Lairis beginnt, zu zweifeln: Ist das, was sie erlebt, überhaupt real? Ist sie wahnsinnig oder bereits tot?

Antworten auf ihre Fragen erhält sie von ihrer Vorgängerin Corazón Inserra - die vor über 50 Jahren gestorben ist ...